1 P 9626 F

NEU

elemente

zur Metapolitik

Jan./März 1987 · DM 9,– · Nr. 2



METAPOLITIK
Eine neue Partei des Geistes?

IDEEN
Wozu noch Ideologien?

KULTUR
Gleichschaltung der Werte

GESELLSCHAFT
Auf den Spuren von Thorstein Veblen

VOR- UND FRÜHGESCHICHTE
Himmelskunde in Alteuropa

TERRORISMUS
Gewalt statt Argumente gegen das Thule-Seminar

FILM
Pupi Avati: Reise bis ans Ende der Erinnerung

BELGIEN bfr 220,– · DÄNEMARK dkr 40,– LUXEMBURG lfr 220,– · NIEDERLANDE hfl 12,– ÖSTERREICH öS 70,– · SCHWEIZ sfr 9,–

Leitartikel

Die erste Partei des Geistes

Pierre KREBS

Im Schatten des zurechtgestutzten Bundestagsadlers debakeln sie vor sich hin, die Schönfärber der Berufspolitik: die CDU-Schwarzen, die SPD-Roten, die naturfeindlichen Grünen, die FDP-Blauen – befrackt oder beturnschuht, jedenfalls systemgenormt. Daneben die in allgemeine Zwangsvorstellungen verstrickte Rechte; nicht zu vergessen die in blinder Gehässigkeit verfangene Linke. Eifrig üben sie alle die angemessene Selbstdarstellung, und daß sich ihre Zirkuskleider ein wenig unterscheiden, läßt allzuleicht vergessen, wie ihre ideologischen Nummern einander gleichen, ihre Träger austauschbar sind, ihre Programme nichts wirklich Bewegendes zu bieten haben. Worin sollte der christlich-demokratische Egalitarismus vom liberalen Egalitarismus auch abweichen? Und worin dieser vom sozialdemokratischen, dem es nicht gelingen würde, den marxistischen Egalitarismus als grundverschieden von sich zu weisen? Auf dem Schachbrett des Systems sind die Steine nun einmal bunt. Die Taktik des politischen Spiels ändert sich wohl dann und wann, an der Oberfläche, je nach den Flausen dieser oder jener Partei, je nach der Wendigkeit des einen oder anderen ihrer Funktionäre. Das ideologische Spiel bleibt, im Grunde, das gleiche. Denn hier sind selbst die Spielregeln eine Farce; die Darsteller der berufspolitischen Posse verkörpern gar keine weltanschaulichen Gegensätze, keine unterschiedliche Wertauffassung, keine widersprechende Ansicht von des Lebens Endziel - sie geben nur Auslegungen ein und derselben Weltanschauung. Wir erleben also tagtäglich nichts anderes als eine ideologische Windbeutelei.

Gegen *alle* Parteien der Berufspolitik bieten wir eine völlig anders geartete Weltanschauung auf, ein grundverschiedenes Wertgefüge, das einzige Mittel zur Rettung Aller. Wir befinden uns zwar im Wellental der berufspolitischen Parteien; d. h. aber auch, daß wir uns in der gültigen Umkehrung von Schein und Sein auf dem Wellenkamm der Geistesparteien bewegen. Denn wir wissen, daß die echte, die große Politik im nietzscheschen Sinne niemals berufspolitisch ist, sondern stets metapolitisch, also kulturell. Das ist die Politik, die Imperien schafft oder stürzt und den Erwartungen der Menschen einen Sinn verleiht, kurzum: die Geschichte macht, statt das Schicksal unserer Völker in einer verlogenen Sicherheit zu wiegen, die sie, schläfrig-vergnügungssüchtig-wehrlos, den Unerbittlichkeiten des Lebens ausliefert. Aus diesem Grund fanden wir uns zu der einzigen Partei zusammen, die Partei nehmen will und kann, weil sie von den Moden und Bindungen der Berufspolitik unabhängig ist: Unsere *Partei des Geistes.* Die berufspolitischen Parteien des Systems aber werden sich weiterhin kleinkrämerisch weigern, Europas Versagen gegenüber der Geschichte als Verpflichtung zu nehmen, die jetzt anstehenden Herausforderungen zu beantworten: die ideologische (zersetzender Einfluß des American way of life), religiöse (islamische Unterwanderung), demographische (verhängnisvoller Geburtenrückgang), technologische (unheilvolle Auswirkungen der Kernspaltung), ökologische (Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen), militärische (bedrohliche Blockbindung des geteilten Europa), ökonomische (Versklavung durch den Weltwährungsfonds), wissenschaftliche (unsinnige Ablehnung nicht schulgemäßer Verfahren), und andere mehr.

Wir sind die *Partei der Parteinahme,* wir beantworten die Schwierigkeiten Europas mit der notwendigen Voreingenommenheit für seine eigenen Belange. In dem allgemeinen Klima ideologischer Gleichgültigkeit, intellektuellen Versagens, theatralischen Geschwätzes und geistiger Verwirrung ergründen wir die Unterschiede, bestimmen das Heilige neu, erläutern und bestärken die Eigenart der Völker; wir arbeiten an den wegweisenden Lösungen, die keine vereinheitlichende Vernunft jemals wird begreifen oder widerlegen können. Denn sie entspringen einer Zielsetzung und der dazu nötigen Feinfühligkeit, deren Wurzeln die Jahrtausende durchziehen, in denen sich die Indoeuropäer durch ihr faustisches Verhalten hervortaten. Dieses Verhalten gründet auf einem Wertgefüge, das ihnen ermöglichte, einen Parthenon zu bauen, die organische Demokratie zu erfinden, Imperien zu gründen und Kathedralen zu errichten, das Recht festzulegen, die Technik zu schaffen und Antworten auf die Herausforderungen zu geben, die letztere hervorruft. Wir sind die Künder der neuen Zukunft Europas. Wir widmen uns voller Begeisterung den ungeheuren Aufgaben dieses Jahrhunderts, aus dem wir noch größer, noch stärker hervorgehen werden, vorausgesetzt, daß wir es wollen und daß wir dazu alle ungenutzten europäischen Kräfte entfalten. Von Paris bis Wien und von London bis Madrid arbeiten wir bereits an folgenden Zielsetzungen: Kulturelle Wiedergeburt Europas; Unabhängigkeit seiner Politik, Diplomatie und Wirtschaft; Ausrichtung auf die blockfreien Länder; Kulturkrieg gegen sämtliche Entwurzelungskräfte (der Hauptfeind heißt American way of life); Bündnis mit allen Kräften der Dritten Welt, die gegen die amerikanisch-sowjetische Zange ankämpfen; Festlegung neuer historischer Entwürfe – kurz: Gründung einer dritten Kraft, eines dritten Weges, Gründung des Neuen Europäischen Imperiums. Damit kann man die Hampelmänner des letzten Schreies erledigen, Michael Jackson und die melting-pot-Kosmopoliten in den Mülleimer schleudern, die Dallas-Halunken und Ronald Reagan auf ihre Kuhweiden zurückschicken.

Wir wollen unser Volk daran erinnern, daß seine Zukunft in dem Erbe Heraklits, Nietzsches oder Saint-Exupérys liegt und nicht in den liberalen Schwindeleien, die das Denken so erfolgreich auf den Sättigungstrieb zu beschränken wußten. Wir wollen unserem Volk den Mythos wiedergeben, der Hameln, Nürnberg, Saragossa, Venedig und Carcassonne prägte, damit es den pazifistischen Konsumlook des kalifornisch übertünchten Wärmetods vergißt. Wir wollen ihm das Imperium der Überlieferung verwurzelter Menschen bieten, das Konzentrationslager der einförmigen Weltgesellschaft aber niederreißen. Ahnt Europa wohl schon, daß seine Zukunft einzig und allein von seiner eigenen Kraft und Bereitschaft abhängt? Immerhin schickte Europa im Jahrhundert des Dionysos seine Aria(d)ne zu den ewig verheißungsvollen Sternen empor. Ein Zeichen der Götter?

In einer Zeit, da man dem Verzicht huldigt, sich in die Krise fügt, den Untergang der bodenständigen Völker und Kulturen lehrt, behaupten wir beherzt, daß uns die Zukunft Europas gehört. Denn wir zählen zu dem Teil seiner Jugend, der sich des Prinzen Vogelfrei Kriegs- und Siegesruf zu eigen gemacht hat (Die fröhliche Wissenschaft, Anhang): „Jagen wir die Himmels-Trüber, Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber, Hellen wir das Himmelreich!" Und bedarf es noch einer Erwähnung, daß unser ‚Himmelreich' aus den Elementen des irdischen Lebens, der realen Politik gebaut ist?

Inhalt

Unsere Titelseite:
„Der Denker" von Auguste Rodin (1840 – 1917) ruft uns die immer wieder siegreiche schöpferische Kraft des indoeuropäischen Geistes ins Bewußtsein. Das Erwachen dieser Überlieferung ist nun dringend geboten, denn die Gleichheitsideologen fiebern der Weltherrschaft entgegen. In den Morasten der west-östlichen Massengesellschaften lauert das Verderben auf jede freie menschliche Regung. Das lähmende Stakkato eintöniger Rhythmen, die unentwegt eingepeitschten Wiederholungen der ‚Planer' und ‚Macher' haben uns in den Abgrund der Gedankenlosigkeit gestoßen. Schon früh warnte Martin Heidegger vor solchem Todessturz: „Und dann? Dann hätte der Mensch sein Eigenstes, daß er nämlich ein nachdenkendes Wesen ist, verleugnet und weggeworfen. Darum gilt es, dieses Wesen des Menschen zu retten. Darum gilt es, das Nachdenken wachzuhalten." Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf der Geist allerdings erst einer schöpferischen Pause, einer grundsätzlichen Selbstbesinnung. Denn er muß seine Verirrungen abschütteln, muß mit sich selbst abrechnen über Erfolg und Versagen, um daraus eine Strategie des Widerstandes und sogar des Gegenangriffes zu gewinnen. Diese Strategie im Dienste der geistigen und seelischen Wiedergeburt Europas heißt **Metapolitik.** ***Sie ist die treibende Kraft der Neuen Kultur Europas, die als erste Partei des Geistes den Vorstoß gegen alle imperialistischen Mächte der Gleichschaltung führt, um eine europäische Freiheits- und Wiederaufbaupolitik einzuleiten.***

elemente zur Metapolitik

Für die europäische Wiedergeburt

Leitung *Pierre Krebs*
Chefredaktion *Burkhart Weecke*
Dokumentation *Claude Michel*
Werbung *Walter Braun*
Verwaltung, Abonnements *Cornelia Mühling*

Ständige Mitarbeiter und Auslandsvertretungen

Alain de Benoist (Paris)
Guillaume Faye (Paris)
Prof. Dr. Julien Freund (Strasbourg)
Dr. Danie Goosen (Pretoria)
Prof. Dr. Jean Haudry (Lyon)
Dr. Sigrid Hunke (Bonn)
Frhr. Heinrich Jordis von Lohausen (Graz)
Pascal Junod (Genf)
Dr. Jean-Jacques Langendorf (Zypern)
Dr. Giorgio Locchi (Paris)
Isidro J. Palacios (Madrid)
Jean-Louis Pesteil (Luxembourg)
Robert Steuckers (Brüssel)
Stefano Sutti (Mailand)
Harald Vetter (Graz)
Michael Walker (London)

Verlag und Redaktion: Postfach 410403, D-3500 Kassel 41

Vierteljährlich vom Thule-Seminar e.V. (PF 410403, D-3500 Kassel 41) herausgegebene und verlegte Zeitschrift. V.i.S.d.P.: Pierre Krebs. Vertretung für die Schweiz: Pascal Junod, Centre National de la Pensée Européenne, C.P. 525, CH-1211 Genf 6. Die Wiedergabe der Texte ist ohne Genehmigung der Redaktion nicht gestattet. **Übersetzungen:** Robert Dun, Ingrid Hoffmann, Patrick de Trevillert. **Gestaltung und Bildredaktion:** Pierre Krebs. **Fotosatz:** Typo Service, Kassel. **Druck:** Peter Leister, Kassel. Abonnementspreis und Bankverbindungen: siehe S. 27.

DIE FLUCHT NACH VORN – GRAMSCIS METAPOLITISCHE WANDLUNG

Antonio Gramsci, 1851 auf Sardinien geboren, wurde 1911 Mitglied der Sozialistischen Partei, wechselte wenig später zur KP über, erhielt 1922 die Mitgliedschaft im Exekutiv-Komitee der Komintern, war 1924 Abgeordneter und 1926 Generalsekretär der KPI. Das Verbot der Partei bewirkte Gramscis Internierung auf der Insel Utica, wo er die 33 Ausgaben der sogenannten „Gefängnishefte" verfaßte, deren allmähliche Verbreitung nach seinem Tod (25. April 1937) erfolgen konnte. Sie erlangten aber erst nach 1945 größeren Einfluß auf die Strategie der linken und linksextremistischen Gruppen in Italien und darüber hinaus. Die „Gefängnishefte" sind ein Ergebnis jener Gedanken, die sich Gramsci über die Ursachen des Mißerfolges der linken Parteien im Italien der 20er Jahre machte. Er stellte darin zwei grundsätzliche Fragen:

1. Warum entspricht das Bewußtsein der Menschen nicht ihrem Klassenbewußtsein?
2. Warum können die oberen Klassen (die Minderheit) über die unteren Klassen (die Mehrheit) herrschen?

Aus diesen Fragen gewinnt Gramsci eine neue Bestimmung des Ideologiebegriffes, die den Ausgangspunkt jenes Unterschiedes darstellt, den er zwischen politischen und zivilen Gesellschaften macht. Mit dem Begriff ‚zivile Gesellschaft', umfaßt Gramsci sowohl die Kultur, die Religion und die Moral, als auch ihre juristische, korporative und institutionelle Umsetzung. Für ihn ist der Staat nicht auf den politischen Apparat beschränkt. Der Staat regiert zwar dank seines autoritären politischen Kraftfeldes, gleichzeitig stützt er sich aber auf intellektuelle, ethische, traditionelle Werte, die die Mehrheit der Bürger bejaht. Dies bezeichnet Gramsci als die kulturelle Macht des Staates. Im Gegensatz zu Marx, der die zivile Gesellschaft auf eine rein wirtschaftliche Basis beschränkt, innerhalb welcher Besitzer und Arbeiter gegeneinander kämpfen, sieht Gramsci in der zivilen Gesellschaft die kulturellen, geistigen und seelischen Grundlagen vereint, auf denen das allgemeine Einverständnis (consensus social) beruht.

Die große Wandlung der Kommunisten in Italien besteht in der richtigen Feststellung, daß die Eroberung der politischen Macht nie gelingen kann, ohne zuvor die kulturellen Grundlagen eingenommen zu haben. Eine politische Revolution bereitet sich immer im Geist vor, durch eine langwierige ideologische Entwicklung innerhalb der zivilen Gesellschaft. Um zu ermöglichen, daß die neue politische Botschaft Fuß faßt (Tätigkeit der Partei), muß man zuerst Einfluß auf die Denk- und Verhaltensweisen innerhalb der zivilen Gesellschaft nehmen (metapolitische oder kulturelle Tätigkeit). Die politische Mehrheit stützt sich also zuerst auf eine kulturelle, d. h. auf eine ideologische Mehrheit.

Die Rolle der organischen Intellektuellen besteht (im Gegensatz zu den erstarrten Intellektuellen des Systems) für Gramsci in dem hartnäckigen Bemühen, jene ideologische Mehrheit zu gewinnen, die eine Eroberung der politischen Mehrheit durchführen kann. Gramsci schlägt die Bildung einer sogenannten Avantgarde des Geistes vor, als Grundlage für die künftige Avantgarde der politischen Partei. Die organischen Intellektuellen verfolgen das Ziel, eine Umwälzung der herrschenden Werte herbeizuführen, um ihre eigenen Anschauungen durchsetzen zu können. Diese Bemühung muß folglich umfassenden Einfluß gewinnen, also auf allen kulturellen Ebenen zur Wirkung kommen, in Dichtung, Theater, Volksmusik, Film, Bildender Kunst, Presse und anderen Bereichen.

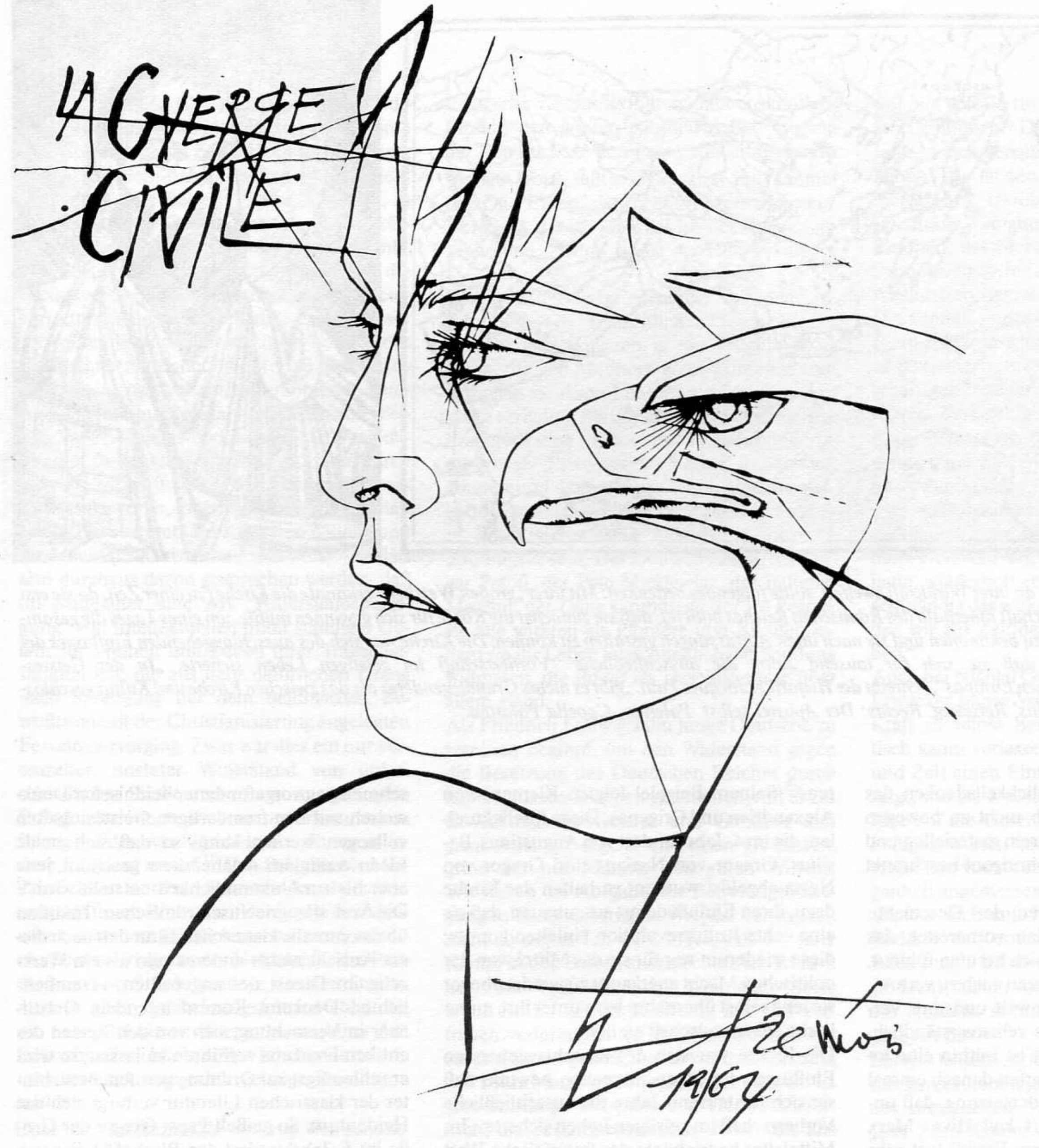
Was das Thule-Seminar mit den Auffassungen Gramscis verbindet, sind die theoretischen Grundlagen einer metapolitischen Strategie. Es sollte keiner Erwähnung bedürfen, daß wir den internationalistischen Zielsetzungen des Kommunisten Gramsci ablehnend gegenüberstehen. Im Gegensatz zur One-World-Ideologie der Systeme diesseits und jenseits des Eisernen Vorhanges verlangt *unsere* Metapolitik die Freiheit und Selbstbestimmung der in klarer Eigenart und ungebrochener Überlieferung wieder verwurzelten Völker. ■

Das Verbot der Partei bewirkte Gramscis Internierung auf der Insel Utica, wo er die 33 Ausgaben der sogenannten „Briefe aus dem Kerker" verfaßte, deren allmähliche Verbreitung nach seinem Tod (25. April 1937) erfolgen konnte.





Foto: Anderson-Giraudon



Man muß seine Ideen leben. Das tatenlose Denken ist bedeutungslos. Für uns ist der Intellektuelle nur im täglichen Einsatz, in der Tat ein wirklicher Kamerad, sonst verdient er nicht die Bezeichnung „Intellektueller", sondern nur die eines Komödianten oder Schmarotzers. Die von dem Ungarn Petöfi, dem Iren Pearse, dem Italiener Mazzini, dem Dänen Grundtvig, dem Polen Mickiewicz, dem Deutschen Jahn, diesen Volkserweckern des 19. Jahrhunderts erfüllte Pflicht müssen auch wir heute wahrnehmen, da unsere Berufung, unser wesentlicher Daseinsgrund der Kampf für die Sache der Völker ist.

Links: Pierre-Yves Trémois: La Guerre Civile, 1964.

DIE WELTBEWEGENDE KRAFT DER IDEEN

PIERRE VIAL

Marx ohne Lenin – das wäre ein Fahrzeug ohne Antrieb gewesen, denn die Ideologie braucht immer eine Strategie zu ihrer Verwirklichung. Unsere Weltanschauung (diejenige der organischen Intellektuellen) gründet in den unterschiedlichen Lebenserscheinungen, vertritt also die Differenzierungslehre; ihre Strategie heißt folgerichtig Metapolitik. Das bedeutet aber: Einen kulturellen Krieg führen (und gewinnen), um eine Umwälzung der käuflichen Werte und ihrer Dekadenzpolitik herbeizuführen.

Die soziologische Rechte ist gekennzeichnet durch ein fast schon angeborenes Mißtrauen gegen die Ideen. Man nimmt sich vor den Ideen in Acht, denn sie verpflichten den Erkennenden ja zur Tat, sie zwingen zur Klarheit und zum Mut. Die bequeme Rechte mag so etwas nicht; die kämpferische übrigens ebensowenig, da sie den Ideenkampf als verlorene Zeit betrachtet und keine Gelegenheit versäumt, jenes selbstgefällige Zerrbild hervorzukehren, das sie gerne von sich gibt, dem sie ihr Dasein als verlorenes Häuflein verdankt. Die Welt wird jedoch von Ideen verändert; zumindest von denjenigen, die eine *mythische* Verankerung erhielten und von Denkern getragen werden, die zugleich Kämpfer und Gesandte zu sein vermögen (übrigens kann man meines Erachtens keine bessere Kennzeichnung des Revolutionärs geben). Eine der größten Lehren der Geschichte ist diese: Man muß zunächst die Idee säen, um dann aus Taten ernten zu können. Die Idee ist vorrangig. Wer das vergißt, ist entweder zu einem sich überschlagenden, der Lächerlichkeit preisgegebenen ziel- und zukunftslosen Aktivismus verurteilt oder zu einem abstumpfenden, auf den Katzenpfoten kleiner Reformen





Wer über Ideen spöttelt oder an ihrer Wirkkraft zweifelt, sollte folgendes bedenken: Mit ihrer „großen Weisheit" erkannte die Kirche (zu einer Zeit, da sie erst eine unbedeutende Gemeinschaft innerhalb des Römischen Reiches bildete), daß sie zunächst die Köpfe für sich gewinnen müßte, um eines Tages die gesamte Gesellschaft in die Hand zu bekommen und sie nach ihren Auffassungen gestalten zu können. Die Kirche war sich des ausschlaggebenden Einflusses der Ideen dermaßen bewußt, daß sie sich für tausend Jahre die ausschließliche Vorherrschaft im geistigen Leben sicherte. „In der Geistesgeschichte des mittelalterlichen Europas", schreibt der Historiker Jacques Paul, „gibt es nichts Grundlegenderes als das zwischen Kirche und Kultur geschlossene Bündnis". Links: Paulus' Reiseweg. Rechts: Der Apostel selbst. Palermo, Capella Palatina.

daherschleichenden Nützlichkeitsdenken, das die Seelen schon deshalb nicht zu bewegen vermag, weil es auf einen rein materiellen und verwaltenden Erwartungshorizont beschränkt ist.

Die großen Umwälzungen der Geschichte wurden von Intellektuellen vorbereitet, das heißt von Menschen, die sich berufen fühlten, zu denken und dieses Denken auch zu verbreiten; die eigene Gedankenwelt und ihre Verbreitung galten ihnen als selbstverständlich. „Ohne Marx kein Lenin", ist mithin eine logisch Aussage, und wir warfen danach einmal leichthin in die Auseinandersetzung, daß unsere Denkschule eine Art kollektiver Marx sein will. Solch ein launiger Einfall legt sehr häufig auf einfache Art den Kern eines Gedankens frei. Es erübrigt sich demnach, besonders zu betonen, daß unsere Aufgabe im Bereich der Ideen liegt – wohlverstanden als Grundlage der daraus folgenden Tat.

Wer über Ideen spöttelt oder an ihrer Wirkkraft zweifelt, sollte folgendes bedenken: Mit ihrer ‚großen Weisheit' erkannte die Kirche (zu einer Zeit, da sie erst eine unbedeutende Gemeinschaft innerhalb des Römischen Reiches bildete), daß sie zunächst die Köpfe für sich gewinnen müßte, um eines Tages die gesamte Gesellschaft in die Hand zu bekommen und sie nach ihren Auffassungen gestalten zu können. Dies setzte das Erarbeiten einer Lehre voraus, die, an der jüdischen Herkunft des Christentums festhaltend, auf einige wesentliche Ideen des ausgehenden Hellenismus zurückgreifen mußte. „Mit der griechisch-römischen Kultur konfrontiert, war das Christentum bemüht, einige ihrer Werte zu assimilieren, indem es sie übernahm und umdachte."[2] Paulus ist der Begründer dieses Lehrgebäudes, in dem die Evangelienbotschaft sowie ein durch den Gnostizismus und die Mysterienkulte geprägter Hellenismus zusammenlaufen, wie es Guignebert[2], Loisy[3] und Bultmann[4] aufzeigten. „Um die Heiden für das Evangelium zu gewinnen, wollte Paulus es ihnen in Worten darlegen, die ihnen vertraut waren."[5] Seinem Beispiel folgten Klemens von Alexandrien und Origenes. Diese Intellektuellen, die im 4. Jahrhundert von Augustinus, Basilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa abgelöst wurden, verhalfen der Kirche dazu, ihren Einfluß derart auszubauen, daß sie eine echte Kulturrevolution einleiten konnte; diese wiederum war für sie das Mittel, von der politischen Macht anerkannt zu werden, bevor sie jene selbst übernahm bzw. unter ihre moralische Vormundschaft stellte.

Die Kirche war sich des ausschlaggebenden Einflusses der Ideen dermaßen bewußt, daß sie sich für tausend Jahre die ausschließliche Vorherrschaft im geistigen Leben sicherte. „Im Mittelalter bezeichnete das französische Wort *clerc* (‚Kleriker') sowohl den Gelehrten als auch den Laien, der durch die Tonsur in den Klerus aufgenommen wurde. Bis zum 16. Jahrhundert war *laicus* mit *illiteratus* gleichbedeutend."[7] Unverkennbar bricht hier der große Unterschied zum Altertum auf, wo griechische Denker und lateinische Schriftsteller von jeglicher religiöser Bevormundung durch den Klerus befreit waren: das Denken als Werk der inneren Wahrnehmung betrieben freie Bürger, die keine anderen Leitlinien und Vorschriften hatten als ihre eigenen Überzeugungen.

Die Kirche erkannte, daß ihr Wille zur geistigen Vorherrschaft die strenge Kontrolle des gesamten geistigen Lebens verlangte. „In der Geistesgeschichte des mittelalterlichen Europas", schreibt der Historiker Jacques Paul, „gibt es nichts Grundlegenderes als das zwischen Kirche und Kultur geschlossene Bündnis." Er fügt hinzu: „Im Bereich des Wissens, so wie es an den Schulen und Universitäten vermittelt wird, setzt die Kirche unnachgiebig ihren Glauben und ihre Dogmen durch. Diese nahezu allgemein als wahr hingenommenen religiösen Behauptungen wollen den Eindruck erwecken, als seien sie die Voraussetzung allen Denkens (...) Der christliche Glaube ruft Anschauungen hervor, die sich jeder geistigen Leistung zu bemächtigen suchen (...) Tatsächlich ist dies aber nur möglich, weil eine Verschmelzung vorgefundener heidnischer Denkweisen mit den fremdartigen Geistesinhalten vollzogen werden kann, so daß sich beide Ideen verändern – dabei diese geschönt, jene aber bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird."[7]

Die von der griechisch-römischen Tradition übernommene klassische Kultur darf nach dieser Ansicht nichts anderes sein als ein Werkzeug im Dienst des angepaßten, vereinheitlichten Denkens. Kommt irgendein Geistlicher in Versuchung, sich von den Reizen des antiken Denkens verführen zu lassen, so wird er schleunigst zur Ordnung gerufen, denn hinter der klassischen Literatur verbirgt sich das Heidentum. So geißelt Papst Gregor der Große im 6. Jahrhundert den Bischof Didier von Vienne: „Im selben Mund dürfen sich nicht die Lobpreisung Jesu Christi und die Jupiters vereinigen. Verse vorzusingen, die sich nicht einmal für einen frommen Laien ziemen, ist im Falle eines Bischofs eine schlimme, verbrecherische Tat."

In der Dreiteilung der Tätigkeitsbereiche, die der Bischof Adalbéron von Laon um 1020 als die ideale Gesellschaftsform bezeichnet, kommt den Klerikern, den *oratores*, der erste Aufgabenbereich vor den *bellatores* und den *laboratores* zu, die den zweiten und dritten verkörpern – eine weitere Bestätigung dafür, daß diejenigen, die denken (und das meint denn eben auch: beten), die Oberhoheit besitzen, ja: besitzen müssen. Die päpstliche Theokratie führte diese Logik folgerichtig weiter, indem sie der weltlichen Macht der Monarchen – die Kaiser inbegriffen – das Recht und sogar die Fähigkeit zur Selbstbestimmung absprach.

Doch schon im 12. Jahrhundert zeichnet sich, vornehmlich in Paris, eine Bewegung geistiger Befreiung ab. Umherziehende Kleriker und Scholaren, ‚Goliarden' genannt, sprengen die Fesseln, die dem geistigen Leben angelegt wurden. Die mönchischen Kreise, die jahrhundertelang eifrig das ausschließliche Vorrecht auf geistige Betätigung für sich beansprucht hatten, verurteilen denn auch die Meinungs- und Redefreiheit der Goliarden. Der

‚heilige' Bernhard richtet an die unter goliardischem Einfluß stehenden Pariser Professoren und Studenten die bezeichnende Mahnung: „Flieht aus dem babylonischen Milieu, flieht und rettet eure Seelen!" Peter Abaelard, in dem Jacques Le Goff „die erste große Verkörperung des modernen Intellektuellen sieht[8], symbolisiert durch sein Leben und Werk die Freiheitsbewegung, die den geistigen Alleinvertretungsanspruch der Kirche brach. Dieser ‚Erwecker der Ideen' ist somit ein Vorbote des Renaissancemenschen. Vom Haß Bernhards von Clairvaux besiegt, triumphierte Peter Abaelard dreihundert Jahre später in den Werken Vallas, Galileis und Kopernikus' – all derer, die „für jenen Weltfrühling sorgten, durch den der Mensch selbst zum Schmied seines Schicksals wurde, indem er die Bedingtheiten seiner Natur durch die Kraft des Willens und die Macht des Geistes von sich warf."[9] Es darf also durchaus davon gesprochen werden, daß im Mittelalter eine Art „Widerstandsbewegung" von Intellektuellen unter ständiger Gefahr für Freiheit und Leben ihrer Träger bestanden hat, die aus dem natürlichen Drang nach Sprengung der dem heidnischen Bewußtsein mit der Christianisierung angelegten Fesseln hervorging. Zwar war dies ein nur vereinzelter, unsteter Widerstand von unterschiedlicher Stärke und vorerst nur geringem Erfolg, aber doch stets in unverkennbarem Bezug auf das, was Sigrid Hunke „Europas andere Religion" nennt.[10] Von Pelagius bis Meister Eckhart ist deren Hauptmerkmal der Vorrang des freien Willens auf der Suche des Menschen nach dem Göttlichen – während Johannes Scotus Eriugena, der Vorkämpfer des Pantheismus im 9. Jahrhundert, der den Dualismus in allen Erscheinungsformen ablehnte, ein Lehrgebäude errichtete, das zu seiner Zeit fast unbeachtet blieb, einige Jahrhunderte später allerdings eine echte geistige Revolution auslöste.

Über die Jahrhunderte hinweg befruchtete Eriugenas vernunfterfüllter, glaubenskräftiger Einfluß den großen pantheistischen Gesang der Renaissance, den Paracelsus einmal so in wenige Worte faßte: „Nichts ist im Himmel noch auf Erden, das nicht im Menschen sei / Der Gott, der im Himmel ist, der ist auch im Menschen / Denn wo ist der Himmel als im Menschen?"

Die großen Bewegungen, die seit dem 16. Jahrhundert der neuzeitlichen Geschichte ihr Gesicht gaben, waren ja die Früchte jener Ideen, die von Männern gesät wurden, deren Botschaft zu ihren Lebzeiten noch ohne Anklang verhallte. Beispielhaft dafür sind meines Erachtens jene Männer des 19. Jahrhunderts, die wir als ‚Erwecker der Völker' bezeichnen können und denen Jean Mabire eine meisterhafte Schrift *(Les grands aventuriers de l'histoire,* 1982) widmete. Sie sollten uns Vorbilder und Führer sein. Der Deutsche Jahn, der Ungar Petöfi, der Pole Mickiewicz, der Italiener Mazzini, der Däne Grundtvig, der Ire Pearse: sie alle wirkten als Pioniere und Künder, indem sie ihr Leben ausschließlich der Sendung widmeten, die ihnen als Daseinsauftrag über allem stand.

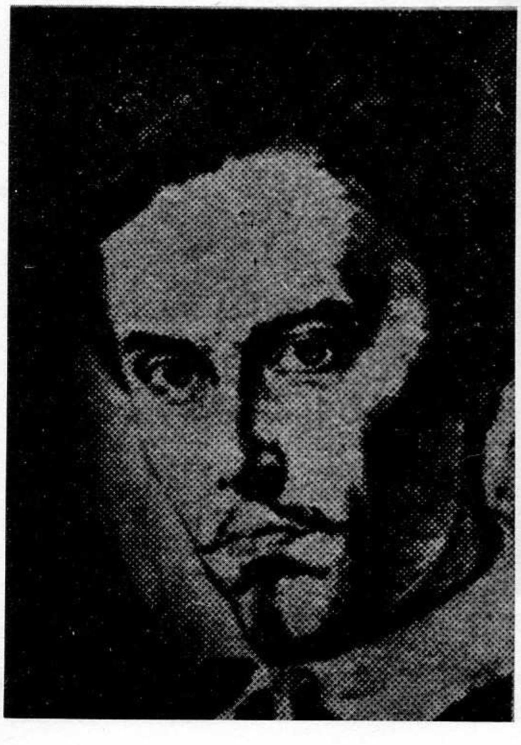
Als Friedrich Ludwig Jahn junge Deutsche zu vereinen beginnt, um den Widerstand gegen die Besetzung des Deutschen Reiches durch napoleonische Truppen einzuleiten, ruft er zur Erweckung der Geister und Gemüter auf: „Am Anfang", sagt er zu seinen Gefährten, „sind wir nur Männer voll guten Willens. Wir haben die Aufgabe, die Befreiungsbewegung in Gang zu bringen. Wie, das vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß indes, daß der erste Kampf in den Seelen auszufechten ist. Warum ist unser Volk willfährig? Weil seine Seele krank ist. Es hat die Hoffnung und das Vertrauen verloren. Durch das Wort können wir sie ihm zurückgeben, indem wir ihm erklären, daß keine Macht unbesiegbar oder ewig ist. Es gibt unzählige Beispiele von Herrschaftsformen, die zusammenstürzten. Jeder von uns soll ein Vorbild für unser Volk sein (...), ihm Stolz einflößen." Die Botschaft, deren Auftrag Jahn in sich verspürt, beherrscht sein ganzes Leben. Die letzten Worte, die er vor seinem Tod am 15. Oktober 1852 schreibt, lauten: „Deutsche Einigung war der Traum meiner Kindheit, das Morgenrot meiner Jugend, die Sonne meines reifen Alters. Sie ist jetzt der Abendstern, der mich zur ewigen Ruhe leitet." Die Einheit seines Landes sollte erst zwanzig Jahre später möglich werden, aber er gehörte zu denjenigen, die zur Bildung einer gemeinschaftsgebundenen Seele beitrugen, ohne die es kein Volk geben kann.

Entsprechend war Guiseppe Mazzini vom Gedanken der italienischen Einheit besessen, und zwar zu einer Zeit, in der die Heilige Allianz alles daran setzte, um das Erstarken des nationalen Bewußtseins in Europa zu verhindern. Den Aktiven, die er um sich versammelt hatte, wiederholt er immer wieder: „Wir müssen ständig das wirksame Wort säen; dann werden wir zur Zeit der Ernte volle Speicher haben."

Auch bei Nikolai Grundtvig war der Wille, ein Erwecker seines Volkes zu sein, die treibende Kraft all seiner Bemühungen. Den Schreibtisch kaum verlassend, übte er doch auf Volk und Zeit einen Einfluß aus, der einmal mehr zeigt, wie stark eine nachdrücklich vertretene Idee auf die Geschichte einwirken kann. Mit heftigen Worten fordert Grundtvig seine dänischen Landsleute auf, ein ihrer stolzen Vergangenheit angemessenes Schicksal fortzuführen: „Richte dich auf, herabgekommenes Volk / Verlasse den erniedrigenden Lagerplatz der Schlaffheit / Erhebe dich zum Himmel / Vergiß nicht, daß du von der kämpferischen Rasse des Nordens stammst / Daß du für die Tat geboren bist."

Ebenso leidenschaftlich ist Sandor Petöfi, dessen kurzes Leben ganz auf das Erwachen seines ungarischen Vaterlandes gerichtet war: „Der Zorn meiner Jugend / Könnte er mich

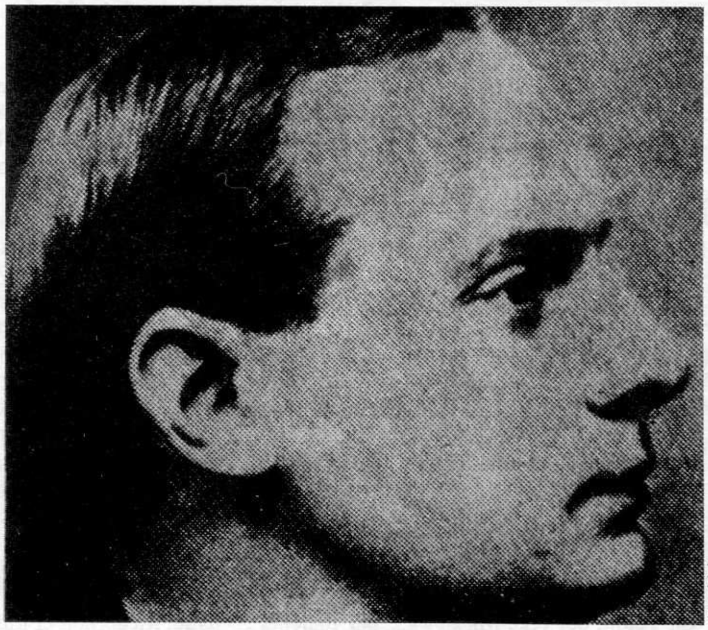
Links: Sandor A. Petöfi, 1. Jan. 1823/31. Juli 1849: „Mit dem Volk, nun vorwärts, Dichter / Aller vorwärts bei Feuer und Sturm!" Rechts: Straßenkämpfe in Budapest während des nationalen Aufstands von 1956. 13.000 Ungarn bezahlten ihn mit ihrem Leben, während 200.000 andere ihr Vaterland verlassen mußten – nach der Niederwerfung der Revolte durch die sowjetischen T 34.



(Archiv)



(Archiv)



(Archiv)

Rechts: Patrick Pearse. „Wenn das geistige Irland verschwindet, dann wird auch das wirkliche Irland sterben".

verlassen? / Nein, diese edle Leidenschaft / Bewohnt auf immer meine Seele."

Solche Begeisterung kann Patrick Pearse sechzig Jahre später nachempfinden. Auch er ist ein überzeugter Vorkämpfer mit dem Willen zur beispielgebenden Tat. Auf die Bemerkung eines seiner Freunde, die Erhebung gegen die Engländer sei reiner Wahnsinn, antwortet er: „Millionen von Menschen, die noch nicht geboren sind, werden eines Tages in der Nation leben, die wir für sie bauen wollen." Diese Nation muß dazu aber vorerst im Geiste über die Zeiten gerettet werden. „Wenn das geistige Irland verschwindet", stellt Pearse fest, „dann wird auch das wirkliche Irland sterben." Der Gesang des Dichters muß diese geistige Nation am Leben erhalten. Die Kultur trägt nämlich (so selbstverständlich dies ist, so oft wird es vergessen) die Wesenszüge eines Volkes in sich. Für sie muß in erster Linie gekämpft werden; darin sind sich alle ‚Volkserwecker' einig.

Die ersten Texte des jungen Mazzini sind literarische Kritiken. In der Auseinandersetzung zwischen Klassikern und Romantikern erkennt er sofort die metapolitische Tragweite. Die Anhänger des Klassizismus sind auch die des an der Macht befindlichen Regimes, während Romantik und Nationalismus zusammengehören. Im Jahre 1829 gründet Mazzini die Vereinigung ‚Kulturgesellschaft', die auf die Organisation einer Fahrbücherei abzielt. Mit der Verbreitung von Büchern und Zeitschriften will man den in vielen Ländern Europas brodelnden Ideen Austausch und Umlauf ermöglichen. Mazzini weiß sehr wohl, daß die italienische Idee die Werke der Historiker, Künstler und Romanschriftsteller durchzieht. Francesco Sanscris, Historiker des Risorgimento*, erkennt 1875: „Die Kultur war es, die die Einheit des Vaterlandes hervorbrachte." Als er auf dem Höhepunkt des politischen Kampfes steht, verweist Mazzini immer wieder auf den Vorrang des Kulturellen. „Wir halten eine neue Enzyklopädie für notwendig", schreibt er. Und gerade zu der Zeit, da er die gesamte Jugend Europas zur Revolution aufruft, verfaßt er einen Aufsatz über die Philosophie der Musik, in dem die fast religiöse, später durch Wagner verwirklichte Bedeutung der Oper bereits zum Ausdruck kommt. Während seines Londoner Exils hat Mazzini folgerichtig mit Nachdruck darauf hingewirkt, daß eine Schule für die Kinder italienischer Flüchtlinge eröffnet wurde.

Das revolutionäre Leben des jungen Mickiewicz beginnt mit dem Schreiben von Gedichten. Als er zusammen mit einigen Gefährten eine ‚Vereinigung aller Freunde der nützlichen Vergnügungen' gründet (eine hinreichend harmlose Bezeichnung, um die Aufmerksamkeit der russischen Besatzer abzulenken), heißt es in den Aufnahmebedingungen für neue Mitglieder: „Die Verbundenheit mit der Heimat besteht darin, deine eigene Sprache zu lieben und zu lernen, sowie die Tugenden und Heldentaten der Ahnen in Erinnerung zu behalten, damit du ihnen nach Kräften und Fähigkeiten nachzueifern suchst." Dieses Bewußtsein der eigenen Wesensart durch die Verwurzelung bekräftigt ein Band mit Versen, den Mickiewicz im Jahre 1823 veröffentlicht. Er erklärt selbst die Bedeutung des von ihm gewählten Titels: *Dziady*. „Die *dziady* bezeichnet ein Fest, das bis auf die heutige Zeit von den Einwohnern bestimmter Gebiete Litauens, Preußens und Kurlands im Gedenken an die Vorfahren gefeiert wird. Der Ursprung dieses Festes kann bis in heidnische Zeiten zurückverfolgt werden; es hieß einst ‚Festgelage des Bocks', dem der *Koslarz*, der zugleich Priester und Dichter ist, vorsteht. Da der aufgeklärte Klerus und die Grundbesitzer heute bestrebt sind, einen mit abergläubischen, oft tadelnswerten Handlungen verbundenen Brauch zu entwurzeln, begeht das Volk die *dziady* heimlich in Kapellen oder in verlassenen Bruchbuden, nahe an Friedhöfen. Gewöhnlich wird ein Festmahl gerichtet, das aus verschiedenen Speisen, Getränken und Früchten besteht, und man gedenkt der Seelen der Verstorbenen... Unsere *dziady* hat die Besonderheit, daß die heidnischen Riten mit den Auffassungen der christlichen Religion vermengt wurden, zumal das Totenfest in die Zeit dieser Feierlichkeiten fällt. Das Volk glaubt, daß es durch die Speisen, Getränke und Lieder zur Entlastung der Seelen im Fegefeuer beiträgt."

Die russische Polizei erkennt schließlich die umstürzlerische Macht des kulturellen Kampfes und Mickiewicz wird mit mehreren seiner Freunde wegen Verbreitung „eines unmäßigen Nationalismus durch das Mittel des Lehrens" verurteilt.

Die Verbannung der Freunde nach Sibirien beantwortet Mickiewicz mit der kulturellen Waffe des Gedichtes: „Die Seele des Liedes schweift auf den Gräbern / Und, zu gegebener Zeit, erweckt sie die Helden." Als Professor der slawischen Literaturen am Collège de France spricht Mickiewicz während seines Pariser Exils vor einem geschichtsbegeisterten Publikum; nach den Worten seines Freundes und Kollegen J. Michelet tut er es stets in dem Willen, neue Handlungsgrundsätze zu gewinnen, Seelen zu wecken, entschlossene Leute anzuspornen.

Als junger Dichter unternimmt Grundtvig eine Art Pilgerfahrt zur Insel Seeland, um Spuren der heidnischen Zeit zu suchen. Dort findet er den Anlaß für sein späteres Handeln. „An dieser Stelle, inmitten der Eichen / Wohnen die schlafenden Götter des Nordens / Tränen rinnen aus meinen Augen / Wenn ich bedenke, was hier ruht." Der Sohn eines Pastors, der selbst Pastor der Dänischen Evangelischen Kirche werden soll, fühlt sich dazu berufen, dem dänischen Volk den Sinn für sein historisches Erbe wiederzugeben. Er übersetzt die alten Chroniken der Wikingerzeit in neu-



„Es ist nicht vernünftig, darauf zu warten, daß der Allmächtige die weltlichen Gesetze abschaffe, die uns einschränken. Nur Bewaffnete werden die Ketten zerbrechen, die uns von anderen Menschen geschmiedet worden sind" (Pearse). Links: Bronzefigurine eines keltischen Speerwerfers, Rom, 3. Jh. v. unserer Zeitrechnung. Staatliche Museen preußischer Kulturbesitz, Berlin.

**Bestrebungen in der italienischen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, die auf die Rückgewinnung der einstmals hervorragenden kulturellen Stellung in Europa und auf die Herstellung der italienische Einheit gerichtet war.*

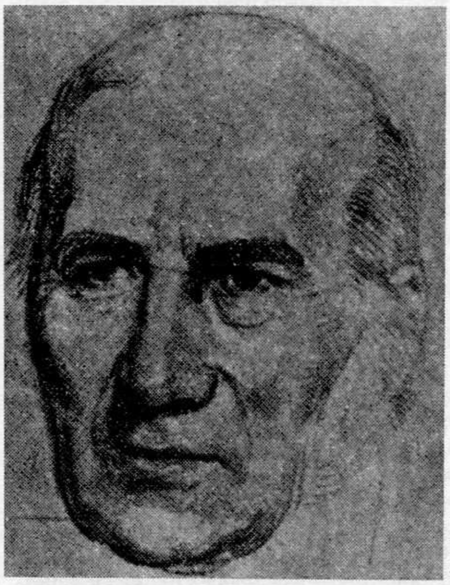
zeitliches Dänisch. In der Folgezeit strebt er einen völlig neuen Schultyp an, durch den die künftigen Führungskräfte Dänemarks in Abkehr vom bisherigen akademisch-steifen Unterricht auf den hochstehenden Geist der skandinavischen Kultur ausgerichtet werden sollen. Grundtvig schreibt darüber: „Wir wollen keine Gelehrten hervorbringen, sondern lebendige Menschen, die eine ausschlaggebende Rolle im großen Befreiungskampf der Völker spielen können. Unsere Schule soll der Kultur eines jeden Volkes dienen. Die Hauptfächer werden Geschichte und Literatur sein. Nur wenige Bürger kennen die Grundlagen des dänischen Staates. Sie müssen sie anhand unserer Quellen, unserer Bräuche, unserer Chroniken, unserer Volkslieder entdecken (...) Was ich ihnen beibringen bzw. vermitteln will, ist eine Lebensphilosophie, oder einfacher gesagt, eine Lebensart, ein Stil."

Die erste Vorlesung, die Grundtvig am 20. Juni 1838 hält, trägt den Titel ‚Die nordische Lebensauffassung'. Und im Jahre 1844 leitet der ungewöhnliche Pastor seine Vorlesung vor Tausenden von Zuhörern mit den Worten ein: „Unsere Schule muß sich von der Erinnerung an den Gott Heimdall leiten lassen, der, um seinen Sitz am höchstmöglichen Ort zu haben, ihn auf dem Himmelbjerg errichtet hat."

Grundtvigs Volksschule, die zunächst allein den Bauern vorbehalten war, befand sich auf einem riesigen Hof. Die Bauern kamen aus weitem Umkreis bei jedem Wetter zu Fuß dorthin. Es wurde ihnen von der Weltesche Yggdrasil, von Walhall und Ragnarök berichtet. Sie vermittelten dafür ihrerseits den Erziehern die in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch lebendigen volkstümlichen Überlieferungen. Es war eine echte kulturelle Revolution.

Eine kulturelle Revolution führte auch Jahn durch, indem er ein Erziehungssystem entwarf, das die körperliche Ertüchtigung ohne Einschränkung in seinen Ablauf mit einbezog und die Jugendlichen in unmittelbare Beziehung zur Natur brachte. Die Natur faßte Jahn als kosmischen Raum auf, in dem der Mensch einen Ausgleich findet und neue Kraft gewinnt. Körper und Geist sind ihm untrennbar. Was zählt, ist nicht eine Anhäufung von Kenntnissen, sondern die Prägung des Charakters. Jahn, der um eine Heranbildung künftiger Befreier des Vaterlandes bemüht war, konnte diese Idee gar nicht besser verwirklichen, als seine Turngemeinde in einer Landschaft der Seen, Wälder und Heideflächen zu gründen. Seine Richtsätze faßte er in der Schrift zusammen, die einen bedeutenden Markstein in der Geschichte der deutschen nationalen Bewegung bilden sollte (Deutsches Volkstum). „Es ist ein göttliches Gefühl," schreibt er, „daß man etwas kann, vorausgesetzt, daß man es will." Einer seiner Schüler äußerte später im gleichen Zusammenhang: „Wir müssen unsere innere Einheit wiederherstellen, Herz und Geist, Glauben und Vernunft, Seele und Leib, Menschen und Vaterland, Denken und Sprache vereinigen." In diesem Sinne wurden auch die ersten Burschenschaften aus den alten studentischen Korporationen gebildet. Mit seinem Beitrag zur Entstehung eines kulturell untermauerten Nationalismus hat Jahn im Europa der Aufklärung, das weitgehend vom Weltbürgertum beherrscht wurde, ausgesprochen revolutionär gewirkt.

Geistesbildung und Leibeserziehung: dieses Ziel setzte sich auch Patrick Pearse. Vor allen Dingen dem englischen Besatzer zum Trotz die gälische Sprache retten! Darauf zielte die



(Archiv)





(Archiv)

Oben: Nicolai Frederik Severin Grundtvig (8.9.1783/2.9.1872). Mitte: Flugblatt der Münchner Burschenschaften. Unten: Giuseppe Mazzini (22.6.1805/10.3.1872).

‚Gälische Liga' ab, der der junge Pearse ebenso wie einer Schwesterorganisation, der ‚Gälischen Athletischen Vereinigung', beitrat. Sie bildete fraglos das ideale Gerüst, um die jungen Iren auf den Kampf gegen die Engländer vorzubereiten. Pearse erklärte am Vorabend der bewaffneten Erhebung Ostern 1916: „Die Geschichte wird der ‚Gälischen Liga' den größten revolutionären Einfluß bescheinigen, den Irland jemals gekannt hat."

In dem klaren Bewußtsein, was im kulturellen Bereich auf dem Spiele stand, gründete der noch nicht dreißigjährige Pearse ein College in der Nähe von Dublin. Aus diesem College gingen mehrere Generationen irischer Nationalisten hervor, die dort mehr eine Erziehung genossen denn einen Unterricht erhielten. „Zuerst der Charakter", pflegte Pearse zu sagen, ohne zu wissen, daß er dabei einen Ausspruch Jahns übernahm. Jungen und Mädchen mußten vor allen Dingen erkennen, daß sie einem Volk angehörten, das eines Tages eine Nation werden wollte. Mythologie und Geschichte waren die beste Garantie für diese Bewußtwerdung. Mit ihrer Hilfe fanden die jungen Iren zu den eigenen Wurzeln zurück. „Spricht man von Volk, von Nation," schreibt Pearse, „dann sind die Lebenden unkenntlich und kommen uns wie Fremde vor, wenn sie sich nicht in ihren Toten wiedererkennen, wenn Tote und Lebende nicht verwachsen sind."

Durch die kulturelle Grundlagenarbeit wollte Pearse Irland zu seiner ureigenen Wesensart zurückführen. Er trug keine Bedenken, bei den einfachsten Bauern die Überreste einer Sprache zu sammeln, die er neu abfaßte und niederschrieb, damit sie die größtmögliche Verbreitung erlangen könnte. Der Dichter übt auch damit eine revolutionäre Tätigkeit aus: er bereitet die Menschen auf künftige Aufstände vor.

Genau dies vollbringt auch Petöfi, wenn er seine Gedichte (von bäuerlichen Überlieferungen beseelte Liebes- und Kriegslieder) in Ungarisch verfaßt; diese Sprache gewinnt dadurch ein literarisches Ansehen zurück, das bis dahin im geistigen Leben der Madjaren allein der deutschen und der lateinischen Sprache vorbehalten war. Petöfis Gedichte, die zum Gesang eines ganzen Volkes werden, gehen von Dorf zu Dorf. Auf den Straßen seines Landes umherziehend, erkennt Petöfi, daß die Berufung des Dichters darin besteht, die Seele seines Volkes zum Ausdruck zu bringen. Er sagt es selbst: „Mit dem Volk, nun vorwärts, Dichter / Alle vorwärts bei Feuer und Sturm!" Denn, fügt er hinzu, die Verliebtheit in das eigene Ich ist eines Dichters unwürdig: „Die Welt hat dich nicht nötig / Wenn du nur besingen kannst / Deine eigenen Leiden, deine eigenen Freuden." Die revolutionäre Bedeutung des kulturellen Werkes faßt Petöfi 1847 gegenüber einem befreundeten Dichter so zusammen: „Wenn das Volk aus der Poesie lebt, ist es jedenfalls fähig, eine lebensnahe Politik zu gestalten."

Die Handlungen der ‚Volkserwecker' zeigen zunächst eine moralische, ja sogar religiöse Ausrichtung. „Das augenblickliche Problem besteht in der Notwendigkeit, die Moral wieder in die Politik einzugliedern", äußert Mazzini gegenüber seinen ersten Gefährten, als er die Bewegung ‚Junges Italien' gründet. Und am Ende seines ausschließlich dem Kampf

gewidmeten Lebens mahnt er seine letzten Getreuen: „Seid Apostel! Laßt euch nicht durch den Stolz auf die eigene Überlegenheit verführen (...) Vergeßt niemals, daß unsere Flagge vor allen Dingen das Symbol einer moralischen Erneuerung ist und daß die Wegbereiter jeder Erneuerung verpflichtet sind, diese selbst zu bezeugen (...) Steht zu eurem Glauben, zur Logik und Unerbittlichkeit eures Grundsatzes." Und schließlich, kurz vor seinem Tod: „Es gilt, die Tugend dort einzusetzen, wo heute die Korruption herrscht."

Tugend - dieses Wort, das im Sinne der römischen *virtus* aufzufassen ist, fließt häufig aus Mazzinis Feder. Er will seinem Land eine Seele geben. Im Londoner Exil schreibt er: „Italien als solches hat keinerlei Bedeutung, wenn es nicht große und edle Taten zum Besten Aller vollbringen kann (...) Ich habe mein Land zur Einheit ermahnt, während die Schlauen ihm lediglich von Förderalismus sprachen. Es geht aber um *moralische Einheit;* es ist die Seele der Nation, die ich herbeiwünsche. Ihr Körper ist nichts ohne sie." Er fügt hinzu: „Die Republik, die wir anstreben, wird nicht nur ein politisches Ereignis, sondern auch ein großer religiöser Aufbruch sein." Den Mitgliedern des ‚Jungen Italien' wiederholt er unermüdlich: „Die moralische Anwendung unserer Prinzipien ist von größter Bedeutung (...) Unser Bund will ausschließlich erzieherisch wirken, bis zum Tage der Befreiung und darüber hinaus." Der Vorrang der moralischen Forderung bedingt seines Erachtens, daß der geistig Tätige den Dienst an der Sache des Volkes als einzige Berufung wahrnimmt, ohne auf Ruhm oder persönliche Vorteile bedacht zu sein. Als die Stadt Rom im Februar 1849 die Republik ausruft und Mazzini zum Triumvir ernennt, arbeitet er Tag und Nacht am Aufbau dieses neuen, sich nur als kurzlebig erweisenden Staates, nimmt seine Mahlzeiten wie in der Untergrundzeit in einer Winkelkneipe ein und trägt weiter jenes schwarze Kleid, das er bereits in seiner Jugend anlegte, um das gedemütigte, unterworfene Italien zu betrauern.

Auch Mickiewicz sieht in der geistigen Erneuerung die einzige Rettung für das Land. Zu der Zeit, da Frankreich von einem louis-philippschen Bürgertum geführt wird, teilt er einem Freund mit, daß die polnische Bewegung „ein religiöses, moralisches Gepräge erhalten soll, ganz im Gegensatz zum plutokratischen Liberalismus der Franzosen". Und: „Möglicherweise ist unsere Nation dazu berufen, den Völkern das Evangelium des Volkstums, der Moral, der Religion sowie die Verachtung der Staatshaushaltsplanung - der alleinigen Grundlage der gegenwärtigen Politik - zu predigen."

Das Wort ‚Moral' ist hier natürlich nicht in dem lebensfremden Sinn gemeint, der ihr gewöhnlich in der bürgerlichen Überlieferung zukommt. Es handelt sich vielmehr um eine heroische Moral. Pearse sagt es unumwunden: „Grundlage der nationalen Aktion muß die Moral sein. Es ist die Moral der Kraft und des Mutes; die Moral, die Völker dazu treibt, Geschichte zu machen."

Ein echter Revolutionär kann demnach nur derjenige sein, der die Revolution in sich selbst zu führen beginnt, der tief genug in sich selbst eintauchen kann, um den alten Menschen abzustreifen. Mickiewicz versichert: „Glaubt nicht, daß der innere Kampf ein Zeitverlust ist, daß er für die Außenwelt unnütz sei. Von dem inneren Kampf und Sieg hängt die ganze äußere Kraft ab." Die von ihm gegründete Bewegung, die ‚Gesellschaft der vereinigten Brüder', ist in erster Linie eine Glaubensgemeinschaft. Er ist davon überzeugt, daß nur Mystiker eine neue Zeit herbeiführen können. Grundtvig sieht das genauso: Die größten Abenteuer finden zunächst im Inneren statt. Wer könnte sein Volk zu erwecken vermeinen, wenn er sich nicht zuvor selbst erweckte?

Man muß seine Ideen leben. Mazzini wiederholt es seinen Freunden ständig: „Nur durch die Tugend werden die Brüder des ‚Jungen Italien' die Menge für ihren Glauben gewinnen können." Man muß die Idee verkörpern, muß Vorbild, Symbol sein. Nietzsche sagt über Mazzini: „So greifen sie nach Philosophien der Moral, welche irgendeinen kategorischen Imperativ predigen, oder sie nehmen ein gutes Stück Religion in sich hinein, wie dies zum Beispiel Mazzini getan hat. Weil sie wollen, daß ihnen unbedingt vertraut werde, haben sie zuerst nötig, daß sie sich selber unbedingt vertrauen, auf Grund irgendeines letzten indiskutablen und an sich erhabenen Gebotes, als dessen Diener und Werkzeuge sie sich fühlen und ausgeben möchten." *(Die Fröhliche Wissenschaft,* Erstes Buch, 5)

Mazzini war in den Nationalismus eingetreten, wie man in einen geistlichen Orden eintritt.

Dieses gewissermaßen religiöse Hochgefühl haben alle ‚Volkserwecker' gekannt. Mickiewicz besingt den „Appell an das Heldentum, den höheren Willen, das unbegrenzte Opfer".

Entsprechend bekennt Pearse: „Ich habe mich nie unterworfen / Ich habe mir eine größere Seele geformt / Als die der Herren meines Volkes / Und ich sage den Herren meines Volkes: Nehmt euch in Acht!"

Diese geistig gerüsteten Männer fassen die Rolle des Intellektuellen nur handlungsbezogen auf. Unbedingter Einsatz ist demnach selbstverständliche Pflicht, denn das tatenlose Denken ist bedeutungslos. Mazzini nennt eine der von ihm gegründeten Zeitschriften bezeichnenderweise: *Denken und Handeln.* Zum Handeln gehört zunächst die tägliche, bescheidene, unerläßliche Arbeit. Die Tätigkeit der ersten Zellen des ‚Jungen Italien' im Marseiller Exil beschreibt Mazzini so: „Wir hatten keine Arbeitsräume, waren Tag und Nacht in Arbeit vertieft, schrieben Briefe und Artikel, fragten Reisende aus, brachten Matrosen zueinander, falteten Drucksachen, banden Ballen fest, kurz: geistige Tätigkeit und Hilfsarbeiten wechselten einander ab."

Grundtvig, der die herrschende kommerzielle Gesellschaftsform mit so tiefem Haß verfolgt, weil sie es ist, die seine Landsleute verdorben hat, faßt den Intellektuellen ausschließlich als Kämpfer auf. „Der Kampfgeist", schreibt er,

„Die Steine Roms mögen euch für eine gewisse Zeit gehören, aber die Seele Roms, das sich in Rom regende Denken, ist allein unser ureigener Besitz"(Mazzini).



Foto: Giraudon

„ist mit dem Lebensgeist gleichbedeutend. Dort, wo kein Kampf ist, ist auch kein Leben." Pearse belehrt seine Schüler: „Ich werde die uralte Überzeugung entschlossen vertreten, daß es nichts Edleres als den Kampf gibt." In seinem Gedichtband ‚Lieder vom Schlaf und Leiden' drückt er die Wehmut des Dichters aus, der durch die harte Notwendigkeit der Tat um den stillen Genuß der Schönheit gebracht wird. Er kommt aber zu dem Schluß, daß sich die Größe des Opfers aus der Geduld und Empfindlichkeit des Betroffenen ergibt. Zwangsläufig tritt nämlich früher oder später der Zeitpunkt ein, wo man die Feder gegen das Gewehr tauschen muß, um sich nicht selbst zu belügen. Ganz Dichter und Soldat sein zu wollen heißt, sich persönlich in den Dienst seiner Ideen zu stellen. Mazzini trägt sich als erster bei der Legion von Freiwilligen ein, die Garibaldi um sich sammelt. Auch Petöfi geht diesen Weg. In einem Abschiedsgedicht schreibt er seiner Frau: „Ich habe meine Laute gegen meinen Säbel getauscht / Dichter war ich, da bin ich nun Soldat." Im Feldlager kommt er noch dazu, einige Verse zu schreiben: „Ein Gedanke schmerzt mich: in einem Bett, zwischen Kopfkissen zu sterben / Gleich einer Blume langsam zu verwelken / Die ein Wurm zu Tode befällt."

Hierbei handelt es sich nicht um schöne rhetorische Formeln, die bei Spießbürgern Eindruck schinden sollen. Petöfi fällt 1849 mit der Waffe in der Hand im Kampf gegen die Russen. Er war 26 Jahre alt. Und der von den Engländern im Alter von 37 Jahren hingerichtete Pearse schreibt kurz vor seinem Tode: „Wenn die Iren nicht frei sind, dann deshalb, weil sie nicht verdienen frei zu sein. Es ist nicht vernünftig, darauf zu warten, daß der Allmächtige die weltlichen Gesetze abschaffe, die uns einschränken. Nur Bewaffnete werden die Ketten zerbrechen, die uns von anderen bewaffneten Menschen geschmiedet worden sind."

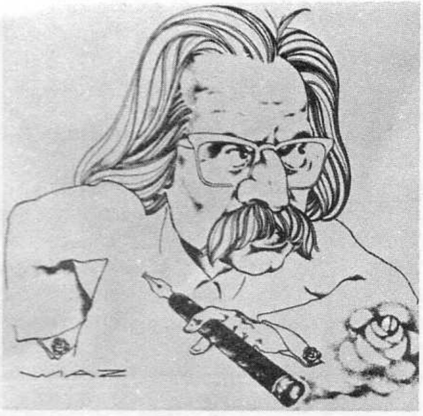
Alle diese Männer sind sich der beispielhaften Bedeutung ihres Schicksals bewußt. Sie erfüllen es gerade deshalb mit Freude. Sie haben ein für allemal und bei vollem Verstand ihre Person der Sache geopfert, der sie dienen.

„Ich richte meinen Blick", schreibt Pearse, „auf diesen Weg vor mir / Auf die Handlung, die ich vollziehe, und den Tod, der mich erwartet." Und Mazzini: „Wir sind überzeugt, daß der Sache Italiens mehr durch unseren Tod geholfen wird als durch unser Leben. Italien wird erst leben, wenn die Italiener zu sterben lernen."

Alle ‚Erwecker der Völker' haben ihre Treue zum Mythos der Unbedingtheit teuer bezahlt: Gefängnis, Exil, Einsamkeit, Elend und, am Ende des Weges, der Tod - ein Tod, der scheinbar den Mißerfolg des Unternehmens kennzeichnet, dem sie sich mit Leib und Seele widmeten. (Wir sagen ‚scheinbar', denn der ‚Erfolg' des Überlebens aus Angst und Bequemlichkeit gibt den Vielen, die ihn für sich verbuchen, höchstens das Recht der Zahl, die sich jederzeit berechnen läßt.) Am meisten prüft denn auch die Einsamkeit den Revolutionär. Von vielen ehemals Getreuen im Stich gelassen, bemerkt der im Exil lebende Mazzini: „Ich spüre jeden Tag mehr, wie mich die Öde und die Einsamkeit umgeben." Er wird vom Zweifel gequält. Sollte sein Leben letzten Endes nutzlos gewesen sein? Aber eines Tages „erwachte ich endlich mit ruhiger Seele... Und der erste Gedanke, der mir kam, war dieser: *das Leben ist eine Sendung.* Jede andere Erklärung ist falsch."



(Archiv)



Zeichnung: Wiaz, Nouvel-Observateur v. 10.X.1981

Gramsci (links) weist den Intellektuellen eine ganz bestimmte Rolle zu. Er verlangt von ihnen, daß sie den Kulturkrieg gewinnen. Für Régis Debray (rechts) hat Politik weniger mit Logik denn mit Emotion zu tun. Die Kraft einer Idee entspringt in erster Linie ihrem lyrischen Vermögen.

Mißgeschick härtet ab. Jahn zog aus dieser Erfahrung den Schluß, daß dem Menschen genug Unglück gewünscht werden sollte, damit er erfolgreich zu kämpfen lerne, genug Widerwärtigkeiten, damit er sie mit edelmütiger Kraft erdulde, genug Schmerzen, damit er sich selbst durch und durch kennenlerne. Die Schwierigkeiten stählen Menschen und Völker gleichermaßen. „Ohne Geburtswehen kann kein Volk zum Leben gelangen."

Alle diese Männer erfuhren die Unterdrückung am eigenen Leib und lernten, daß sich im Leiden Entschlossenheit und Charakter festigen. Wer diese Schule des Lebens durchmacht, steht für immer entweder gebrochen oder abgehärtet da. In seiner Schrift *Glauben und Zukunft* macht Mazzini seine Anhänger mit ihrem Schicksal bekannt: „Allein sein und nicht verzweifeln." Hartnäckigkeit, Willensstärke, Kompromißlosigkeit (der Kompromiß ist ja nur eine Kompromittierung) sind die Eigenschaften, die den Revolutionär prägen. Und dafür sprach ihm Garibaldi seine Anerkennung aus: „Mazzini war der einsame Wächter des heiligen Feuers, er hielt allein Wache, während die anderen schliefen."

Und was hinterließen uns die ‚Volkserwecker', was ist die Frucht ihres Denkens und Handelns? Sie hinterließen das Wesentliche, den *Mythos.* Zu einem Zeitpunkt, da der irische Aufstand von 1916 bereits zum Scheitern verurteilt ist, äußert Pearse gegenüber seinen Gefährten: „Die Ehre Irlands ist bereits wiederhergestellt." Auch Jahn weiß, daß die Idee des Volkstums in Deutschland nunmehr ihren Weg gehen wird. Entsprechend Mickiewicz: Indem er die Erinnerung seines Volkes wachruft, stellt er es gewissermaßen auf den festen Boden einer inneren Landschaft, von dem aus alle äußeren Bewegungen erst möglich werden. Sein Landsmann Bandrowski schrieb später über Mickiewicz Epos *Pan Tadeüz* (Herr Thaddäus, deutsch 1898): „Es ist das Buch der polnischen Nation. Alles, was wir Polen über uns selbst wissen, alles, was wir nicht wissen, sondern vielmehr spüren als unseren eigenen Ausdruck, unseren Stil, unseren volkseigenen Trieb - alles das ist in diesem Werk enthalten." Auch Grundtvig will das gemeinschaftliche Unbewußte seiner Landsleute erwecken: „Auf, meine Brüder, wir müssen handeln! / Gleich Vögeln, die dem Winter entgehen / Die Mythen leben in Thule wieder auf." Mazzini wiederum, der Rom zu seiner alten Größe zurückführen will, weiß um den ewigen römischen Mythos und wirft seinen Gegnern herausfordernd entgegen: „Die Steine Roms mögen euch für eine gewisse Zeit gehören, aber die Seele Roms, das sich in Rom regende Denken, ist allein unser ureigener Besitz."

Die von diesen Denkern, diesen Volkserweckern des 19. Jahrhunderts erfüllte Pflicht müssen auch wir heute wahrnehmen, da unsere Berufung, unser wesentlicher Daseinsgrund der Kampf für die Sache der Völker ist. Wenn wir uns dabei (zur Begründung unseres Handelns) auf die Theorie von Gramsci beziehen, so heißt dies, daß wir seine Auffassung von den ‚organischen Intellektuellen' übernehmen und zu verkörpern suchen.

Mit seiner Formel „weist Gramsci den Intellektuellen eine ganz bestimmte Rolle zu. Er verlangt von ihnen, daß sie den Kulturkrieg gewinnen."[11] Dieser Auffassung zufolge ist die Aufgabe der Intellektuellen derjenigen einer Vorhut gleichzusetzen, die das revolutionäre Bewußtsein der Arbeiterklasse wecken und dann lenken soll, indem sie eine Umwertung der herrschenden Begriffe herbeiführt, ein neues Wertsystem aufstellt, das sich mittels der Kultur äußert. Diese Führungsrolle beanspruchen nunmehr wir - mit dem Unterschied allerdings, daß wir den Begriff ‚Arbeiterklasse' durch den der *Volksgemeinschaft* ersetzen: eine Volksgemeinschaft, die heute umgestaltet werden muß, da ihre Grundlagen von der kommerziellen Ideologie untergraben und zerstört wurden. Weiß doch diese Ideologie ganz genau, daß allein die gesunden Volksgemeinschaften ihre Weltherrschaftspläne und Gleichschaltungsabsichten ernsthaft gefährden können.

Die heutige Aufgabe des organischen Intellektuellen, also *unsere* Aufgabe und Verpflichtung, ist meines Erachtens in den folgenden vier Leitsätzen umrissen:

1. Wir müssen von dem unmittelbaren politischen Tagesgeschehen Abstand nehmen. Wir dürfen uns nicht in die *Künstlichkeit der berufspolitischen Spiele* verstricken lassen. Wir weigern uns, in eine Wahlsituation hineingesteuert zu werden, die uns eine Entscheidung zwischen der Welt des Geschäfts und der christlich-marxistisch-humanitären Utopia aufzwingt.

2. Wir müssen ein Modell der *Abkehr* von der vorherrschenden Ideologie erarbeiten und in Umlauf bringen. Die gleichmacherische Ideenlehre ist ebenso in den Kreisen der jetzigen liberalen Mehrheit wie unter den früheren sozialistischen Regierenden als treibende Kraft zu verstehen. Liberalismus und Sozialdemokratie sind die beiden einander ergän-

zenden Seiten der gleichen wirtschaftsbetonten, auf reinen Nutzen ausgerichteten, materialistischen Weltanschauung, deren krankhafter Drang zur Verflachung den Menschen nurmehr als Quotient von Erzeugungs- und Verbrauchszahlen begreift. Unser Modell der Abkehr kann daher nur das Modell eines *dritten Weges* auf nationaler wie auf internationaler Ebene sein.

3. In der Welt des Tausches und der Täuschung müssen wir eine neue *mythische Kraft* schaffen, die als einzige dem Wirklichen seinen ihm gebührenden Rang zurückgeben kann. 1977 schrieb Alain de Benoist: „Ich glaube nicht - ohne sie deshalb zu verachten - an die großen intellektuellen Entwürfe, die nur den Verstand ansprechen. Man schafft keine Sensibilität, man kann sie aber manchmal *wekken.*“[12] Vier Jahre später kam Régis Debray in seiner *Critique de la raison politique* zu dem gleichen Schluß, als er, in der Sprache Vilfredo Paretos, „die Wechselbeziehung zwischen der Lebenskraft der Meinungen und der Beständigkeit der Menschenaggregate“ unterstrich. Er sagte, mit anderen Worten, den Bankrott jedes Gesellschaftssystems voraus, das nicht durch eine mythische, ja eine rein *religiöse* Kraft unterstützt wäre. „Woher kommt es,“ fragt Debray, „daß die Menschen sich nicht auf Grund einer klaren, nachvollziehbaren Idee vereinigen, sondern viel eher in der Begeisterung für irrationale Wesenszüge zueinander finden?“ Und er antwortet folgerichtig: „In diesem Sinne hat Politik tatsächlich weniger mit Logik denn mit Emotion zu tun, und die Kraft einer Idee entspringt in erster Linie ihrem lyrischen Vermögen.“ Uns gebührt es demnach, das poetische Gefühl des 21. Jahrhunderts wachzurufen. Ich weiß auch, daß diese tiefinnere Bewegung einen guten alten Namen hat: sie heißt *Heidentum.*

4. Der letzte Leitsatz für organische Intellektuelle ist die *Einsatzbereitschaft:* jene umfassende Verpflichtung, die allein eine enge, dauerhafte, anspornende Verbindung zwischen Denken und Handeln ermöglicht. „Ohne revolutionäre Theorie“, sagte Lenin, „gibt es keine revolutionäre Aktion.“ Zugleich betonte er aber die unumgängliche Notwendigkeit für den Intellektuellen, sich tatkräftig und kämpferisch einzusetzen; mit einem Ausspruch Goethes gesagt: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum.“ Für uns ist der Intellektuelle nur im täglichen Einsatz, in der Tat ein wirklicher Kamerad, sonst verdient er nicht die Bezeichnung ‚Intellektueller‘, sondern nur die eines Komödianten oder Schmarotzers.

Seit Jahren versuchen wir nun, diese vier Leitsätze zu verwirklichen. Wir versuchen, organische Intellektuelle zu sein und wir werden, ohne Rücksicht auf die Umschwünge des berufspolitischen Tagesgeschehens, den von uns eingeschlagenen Weg unnachgiebig weiter gehen. Ich weiß nicht, was uns die Zukunft bescheren wird. Ich weiß aber, daß wir in jedem Falle darauf stolz sein werden, ohne Bedenken, ohne Kompromiß, ohne Lossagung gekämpft zu haben und damit einem uralten Leitspruch gefolgt zu sein: „Tue, was du sollst; mag kommen, was will!“ ■

***

1 M. Simon u. A. Benoit, *Le judaïsme et le christianisme antique,* 1968

2 *Le Christ,* 1948

3 *Les mystères païens et le mystère chrétien,* 1913 u. 1930

4 *Das Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen,* 1963

5 M. Simon u. A. Benoit, a. a. O.

6 Jacques Paul, *Histoire de l'Occident médiéval,* 1973

7 Ebd.

8 *Les intellectuels au Moyen Age,* 1969

9 Jean-Claude Margolin, *L'humanisme en Europe au temps de la Renaissance,* 1981

10 Sigrid Hunke, *Europas andere Religion,* 1969

11 Alain de Benoist, *Les idées à l'endroit,* 1979

12 Alain de Benoist, *Aus rechter Sicht,* S. 33

Uns gebührt es, das poetische Gefühl des 21. Jahrhunderts wachzurufen. Diese tiefinnere Bewegung hat einen guten alten Namen: sie heißt Heidentum. Rechts: Apollon auf seinem Wagen (Zeichnung: Giovanni Caselli). Unten: Lebensbaum. Holzschnitt von Clare Leighton.









Mit dem Menschen, und nur mit ihm, tritt der Sinn in die Welt; und gerade die feine Verbindung von Zeichen und Bedeutung verleiht dem Sinn seine Wesenheit. Dieser Entwicklungslinie des Zeichens und des Wertes, auf die die Evolution das menschliche Wesen brachte, ist nicht fremder als die technische Welt. Denn die Technik untersteht nur dem Verfahren. Nun aber leben wir in einer technisierten Umwelt, auf die man sich nicht mehr sinnbildhaft beziehen und in der der Mensch folglich nicht mehr seinem Wesen gemäß kulturell leben kann. Der Mensch kann immer mehr Dinge verrichten, aber er weiß weder, was er tut, noch in Bezug worauf er es tut. Er glaubt zwar, eine nunmehr „entzauberte" Welt zu beherrschen; in Wirklichkeit aber wird er selbst zum Sklaven der völlig technisierten Welt. Das Wesen der Technik zu erfassen, ist genau die Aufgabe, die auf uns wartet. Dann erst kann der Mensch auf die Technik einen anderen Blick richten. Dann wird er nicht mehr der Herrscher über die Welt, sondern ihr Mittelpunkt sein. Oben: H. C. Berann: Perpetuum mobile. Ölgemälde, 1971.

IDEOLOGIE: ES KOMMT ZUM ENDKAMPF

ALAIN DE BENOIST

Wozu noch Ideologien?
Weil der Mensch (als Wesen der Entscheidung) im Brennpunkt von Zeichen und Wert der Bildhaftigkeit des Blickes gehorcht.
Die herrschende marxistisch-liberalistische Ideologie folgt schlechterdings dem Gesetz der Zahl, übt demnach Berechnung und Manipulation jederzeit und allerorten aus.
Die Aufgabe der Neuen Kultur Europas liegt hingegen im Kampf wider jedweden Imperialismus, der die Eigenständigkeit der Völker zu vernichten sucht. Sie stellt dem Weltsystem jene symbolischen Räume entgegen, die allein das Überwinden der Entfremdung und ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen!

Die egalitäre Ideologie mag heute noch ihre Blütezeit erleben – sie kommt dennoch in die Jahre. Sie wird senil und albern. Die egalitäre Ideologie beruhte anfänglich auf einigen wesentlichen Leitgedanken: der natürlichen Gleichheit der Menschen, der Allmacht der Vernunft, der Zielgerichtetheit des Geschichtsverlaufs und dem Glauben an den Fortschritt. Alle diese Grundfesten sind mittlerweile eingestürzt. Die Humanwissenschaften erbrachten uns den Nachweis, daß alle Menschen schon vor ihrer Geburt bis in die feinsten Strukturen ihres Wesens hinein verschieden sind und daß es vergeblich ist, daran zu glauben, man könne durch eine Veränderung der Gesellschaft auch den Menschen verändern. Somit verliert die Gleichheit jede erfahrungsgemäße Grundlage und wird zu einer lediglich moralischen, wenn nicht gar metaphysischen Forderung. Die Vernunft, die nach Meinung der Aufklärer die Welt erleuchten soll, offenbart eine nur recht beschränkte Macht. Die Geschichte ihrerseits ist nicht die Wirkstätte einer objektiven Vernunft, die das Ende der historischen Entwicklung bewirken könnte; denn auch die denkbar rationalste Erfassung des menschlichen Verhaltens läßt erkennen, daß dieses ebenso von einer grundlegenden Irrationalität wie von dem bewußt gebrauchten Verstand gelenkt wird. Der fieber-



Aus der Mannigfaltigkeit der Völker und Kulturen, aus der Vielgestaltigkeit der Geistesrichtungen und der Zeiträume geht eine Vielzahl von Möglichkeiten hervor, das Verhältnis des Menschen zur Welt, das Heilige, die Gestaltung der Wirklichkeit und die gesellschaftlichen Beziehungen zu begreifen und zu formen. Ob bewußt oder nicht, ob deutlich ausgesprochen oder nicht, die Ideologie ist das, was unserem Dasein einen Sinn *verleiht. Fotos: O. Martel/Rapha (Asien); M. Serrailler/Rapha (Ozeanien); C. D. Gordon (Europa); J. L. Manaud (Afrika).*

hafte Wunsch nach Durchsichtigkeit, den die Liberalen an das unmittelbare Zusammenspiel der - nach dem Modell des Marktes organisierten - gesellschaftlichen Kräfte knüpfen und die Marx zur Eigenschaft der klassenlosen Gesellschaft erhob, stößt immer wieder an enge, von der Unberechenbarkeit der menschlichen Verhaltensweisen gezogene Grenzen. Das Bild einer Geschichte, die zweckgebunden, von einer eingleisigen Entwicklung gesteuert und von der Notwendigkeit regiert wäre, zerbrach ebenso wie die gestern hoch gepriesenen, heute schon verworfenen Modelle des russischen Sowjetsystems, des chinesischen Kommunismus, der Einzelgänge Kambodschas oder Kubas. Das letzte, entscheidende Wort der Geschichte steht nirgendwo geschrieben. Und an den Fortschritt glauben nur noch einige selige Optimisten. Zerfahrenheit, Selbstverliebtheit und Langeweile sind wohl die einzigen Erscheinungen, die in der heutigen Welt tatsächlich fortschreiten.

In einigen Gegenden der Erde übt der Marxismus zwar nach wie vor eine gewisse Anziehungskraft aus. In den westlichen Ländern aber, wo die Zahl der ehemaligen Marxisten nunmehr bereits die der einstigen Frontkämpfer übersteigt, beginnen die Marxschen Anschauungen offenbar zu verfallen. Stattdessen ist ein (Wieder-)Erstarken des Liberalismus zu beobachten, was eigentlich nicht verwunderlich ist. Alles entwickelt sich so, als ob der sterbende Marxismus Ronald Reagan zu seinem Alleinerben eingesetzt hätte.

Der Marxismus, eine Lehre aus dem 19. Jahrhundert, zerfällt. Was aber stellt man ihm entgegen? Eine nach dem Modell der Newtonschen Physik aufgebaute Lehre des 18. Jahrhunderts, die ganz von dem Optimismus und gleichmacherischen Weltbürgertum der Aufklärung geprägt ist und immer mehr Schlappen erleidet. Was bietet uns denn der Liberalismus, wenn nicht das Ideal einer zersplitterten Gesellschaft, die Überschätzung des Einzelnen ohne Gemeinschaftsbindung, den Vorrang der liberalkapitalistischen ‚Werte', die Beschränkung des Politischen auf die Verwaltung, die überreizte Selbstbespiegelung, das Ideal der ‚Rentabilität', die Auflösung der organischen Strukturen, den Untergang der verschieden gearteten Völker und Kulturen?

Zu sagen, daß eine Ideenlehre eine andere ablöst, ist aber noch zuviel gesagt. Die heutigen Liberalen haben Adam Smith ebensowenig gelesen, wie die Marxisten gestern Max Horkheimer gelesen hatten. Die Christen, die ihr Glaubensbekenntnis nicht kennen, oder die Schüler, die die Rechtschreibung nicht mehr beherrschen, stehen nicht allein da. Selbst die Ideologen haben jegliche Strenge preisgegeben. Wer beruft sich denn noch auf ein bestehendes Lehrgebäude? Alles spielt sich so ab, als ob wir einem unglaublichen unverteidigten Rückzug beiwohnten. Die gestern noch einander bekämpfenden Altideologien entdecken auf einmal verwandtschaftliche Beziehungen und schlagen Rettungsbrücken zueinander. Nach dem Sturz ihrer Vorbilder ziehen sich die enttäuschten Intellektuellen auf ein gemeinsames Mindestprogramm zurück. Das jetzige Hoch des Liberalismus paßt genau in diese Entwicklung hinein. Indem sie Liberale werden, brauchen die gestrigen Sozialisten ihre Anschauungen nämlich nicht der Zerreißprobe einer gründlichen Überprüfung zu unterziehen. Unlängst erhofften sie vom Sozialismus die Verwirklichung der Gleichheit. Nunmehr werden sie diese von der Steigerung der Kaufkraft und von der Konsumgesellschaft erhoffen. Für die Erfordernisse des guten Gewissens wird das Ganze in die Ideologie der ‚Menschenrechte' verpackt und äußert sich dann im politischen Bereich als Aufschwung der ‚Sozialdemokratie'.

Die Ideologie ist nach wie vor dem Menschen wesensgleich.

Parallel dazu nimmt eine Vorstellung überhand: die Vorstellung nämlich, daß wir auf das ‚Ende der Ideologien' zusteuern. Für einen Politiker besteht der Gipfel des ‚Realismus' heute darin, die ‚Subjektivität' der Ideologen zu verwerfen. Die vielfältigen Verflechtungen des modernen Lebens werden dabei vorgeschoben, um den Eindruck zu erwecken, daß die Staatsführer vor den Sachverständigen, vor den ‚Technikern' weichen müßten. Politik hätte demnach nur noch mit ‚Wissen' zu tun und nicht mehr mit Charakterstärke, Sinn für Kräfteverhältnisse und Entschlossenheit. Mit einer gewissen Verschlagenheit gibt man sogar zu verstehen, daß die Zeit der Wahlentscheidungen eigentlich vorbei sei. Man bezieht sich auf die ‚äußeren Zwänge', die wechselseitige Abhängigkeit der Wirtschaften oder den jeweiligen Wechselkurs des Dollars, um die Überzeugung zu äußern, daß nunmehr „nur noch *eine* Politik möglich" sei. Als wenn das Leben der Menschen nach einem Schema verlaufen müßte, über das wir nicht mehr Herr wären! Als wenn das Politische, die Kunst des Möglichen, nicht stets eine Vielzahl von Wahlentscheidungen verlangte!

Diese Auffassung ist eigentlich nicht neu: In den fünfziger Jahren wurde sie bereits von amerikanischen Autoren, wie etwa Daniel Bell, verfochten. Die Ideologie wurde einer gewissen geistigen Unzulänglichkeit gleichgestellt, die unsere damalige Ungewißheit oder Unschlüssigkeit vertuschen sollte. Das alles werde sich aber dank des Aufschwunges der Wissenschaften und der Technik bald verändern, sagte man. Mit Hilfe des Computers ließen sich die gesellschaftlichen Endzwecke ‚objektiv' bestimmen und wir würden damit von der schweren Pflicht entbunden, Entscheidungen zu treffen. Man war zugleich der Ansicht, daß die Bildung eines großen Weltmarktes die politischen Gegensätze entschärfen würde. Samuel Pisar in Frankreich und Zbigniew Brzezinski in den USA erklärten uns, daß man die Sowjetrussen nur am Welthandel teilnehmen zu lassen brauche, damit sie sich der Vergeblichkeit ihrer ‚ideologischen Schimären' bewußt würden. Alles in allem zeichnete sich das Bild einer befriedeten, homogenen Gesellschaft ab. Und auch hier berühren Liberale und Marxisten einander. „Wir steuern unabwendbar auf die klassenlose Gesellschaft zu", sagen die einen, während die anderen, mit Hayek, vor jedem ‚Konstruktivismus' warnen, das heißt, verständlich ausgedrückt, vor jedem politischen Willen, einen großen Entschluß zu fassen.

Eine schärfere Beleuchtung der Tatsachen läßt jedoch erkennen, daß dies nicht zutrifft. Die Ideologie ist weder ein Makel noch eine geistige Schwäche. Zwar gibt es gute und schlechte Ideologien – die Erscheinung an sich wird dadurch aber nicht ihrer Bedeutung enthoben. Die Ideologie ist nämlich nichts anderes als die Gesamtheit der gemeinsamen Anschauungen, die eine bestimmte Gesellschaft prägen. Der Mensch erzeugt aus eigenem Antrieb Ideologie, einfach weil sein In-der-Welt-Sein von einer bestimmten Weltanschauung nicht zu trennen ist. Aus der Mannigfaltigkeit der Völker und Kulturen, aus der Vielgestaltigkeit der Geistesrichtungen und der Zeiträume geht

eine Vielzahl von Möglichkeiten hervor, das Verhältnis des Menschen zur Welt, das Heilige, die Gestaltung der Wirklichkeit und die gesellschaftlichen Beziehungen zu begreifen und zu formen. Ob bewußt oder nicht, ob deutlich ausgesprochen oder nicht, die Ideologie ist das, was unserem Dasein einen *Sinn* verleiht. Eine unmögliche ‚Objektivität' erreichen und uns von jeglicher Ideologie befreien zu wollen, heißt nur, jeden grundlegenden Willen aufzugeben und letzten Endes die Wesenszüge des menschlichen Daseins zu verleugnen.

Die Entfremdung durch die Technik

Im Grunde gibt es bestimmt nichts Ideologischeres als die Verkündigung vom ‚baldigen Ende der Ideologien'! Wie heißt nun aber diese verkappte Heilslehre, die manchmal selbst von ihren Urhebern nicht erkannt wird? Die Antwort ist einfach: es ist die *technizistische* Ideologie.

Es ist zwar nicht leicht, heute über die Technik zu sprechen, die doch so sehr schon mit unserem Alltag verschmolzen ist. Warum sollte man aber nicht dennoch versuchen, ihre wahre Bedeutung darzulegen?

Bis auf wenige Ausnahmen steckt das technikbezogene Denken noch in den Kinderschuhen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch redet von der *Neutralität* der Technik. Sie sei eigentlich wertfrei und alles hänge von dem guten oder schlechten Gebrauch ab, der von ihr gemacht werde. Zur Ausprägung ihrer Vorzüge genüge es, sie in den Dienst des Gemeinwohls, in den Dienst der ‚Menschheit' zu stellen. Bei richtiger Anwendung würde die Technik den Menschen allmählich von seinen ewigen materiellen Zwängen befreien, seine Arbeitszeit verkürzen, seine Freizeit verlängern usw. Hierbei handelt es sich um die *instrumentalistische* Auffassung der Technik, die sie als bloßes Werkzeug begreift.

Wenn diese Auffassung weiter entwickelt wird, erhebt sie die Technik schließlich zum Instrument der Befreiung der Menschheit schlechthin. In dem Falle berühren sich Marxisten und Liberale aufs neue. Der Liberalismus sieht in der technikbezogenen Modernität einen weiteren Grund, an den Fortschritt zu glauben – den er ‚Entwicklung' nennt. Marx wiederum faßte die Technik als bevorzugtes Mittel zur Vollendung der Geschichte auf: vor allem dank ihrer würde sich der Mensch von der Entfremdung freimachen, würde jedes Einzelwesen seinen vollen Wert zurückerlangen.

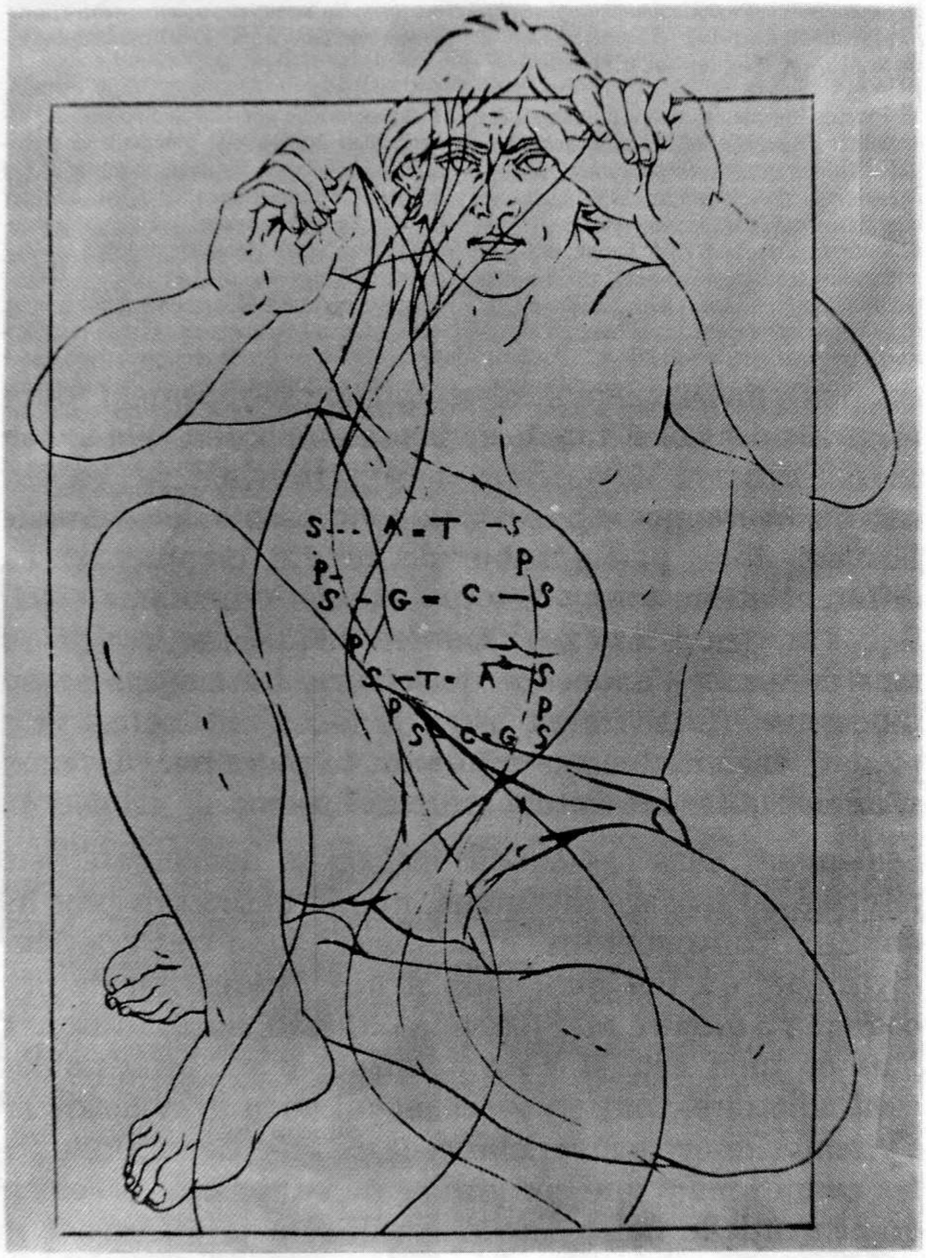
Diese Vorstellung, die heute die verschiedensten Formen annimmt, ist allerdings völlig falsch. Die Technik entwickelt sich ebenso wie das Geld. die Wirtschaft oder die Medien nach ihren eigenen Gesetzen. Sie bestimmt ihre Verwendung selbst, setzt ihre eigene Logik ins Werk. Sie verändert das Wesen des Menschen tiefgreifend. Deshalb müssen wir jene vermeintliche ‚Neutralität' der Technik als eine der schädlichsten Irrlehren des 20. Jahrhunderts bewerten.

Die Technik neutralisiert den Sinn

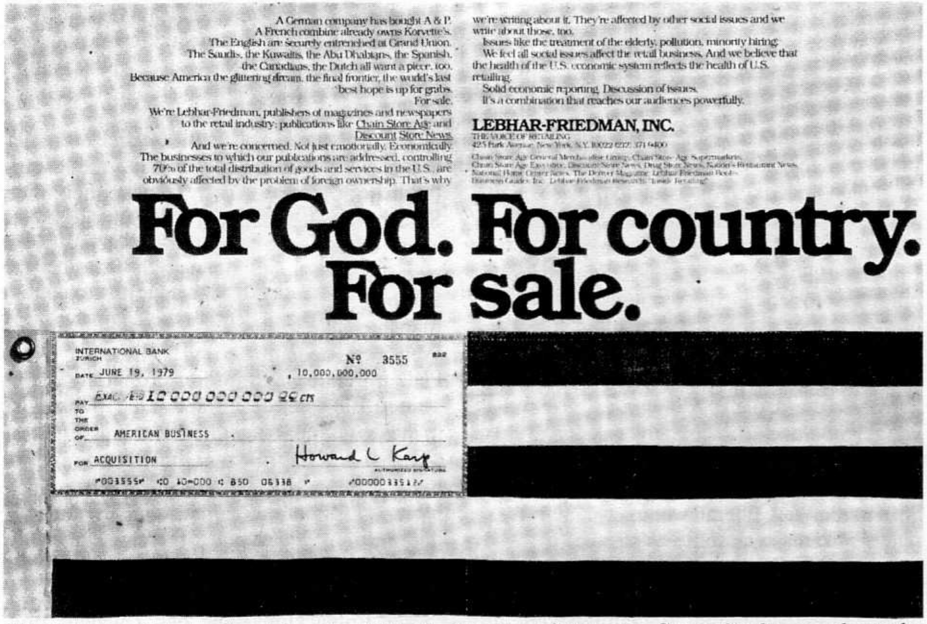
Will man begreifen, worin die durch die Herrschaft der Technik hervorgerufene Entfremdung beruht, so muß man zunächst jene Frage stellen, die gerade die Technik niemals zu stellen gedenkt: Was ist der Mensch? Der Mensch ist *das auswählende Lebendige.* Der Mensch ist das Wesen der Entscheidung, diese Entscheidung aber befindet sich am Schnittpunkt des Zeichens, des Symbols, des Wertes und des Blickes. Durch das Bewußtwerden des eigenen Seins gelangt der Mensch zur *Geschichte.* Durch die Sprache, die es ihm ermöglicht, sich durch die Prägung und Anwendung von Symbolen zu vollenden, gelangt er zur *Kultur.* So verwandelt der Mensch das Chaos in einen wohlgeordneten Kosmos, so setzt er Sinn in die Welt, überall wohin er seinen Blick richtet - wenigstens sollte es so sein.

Mit dem Menschen, und nur mit ihm, tritt der Sinn in die Welt; und gerade die feine Verbindung von Zeichen und Bedeutung verleiht dem Sinn seine Wesenheit. Die Sprache ist zugleich Referenz, das heißt *Darstellung* einer Gegebenheit, und Signifikanz, das heißt sinnbildliche *Deutung* dieser Gegebenheit. Die Sprache erzeugt dadurch Symbole und Zeichen. Gleichzeitig organisiert und hierarchisiert die Sprache die Wertstufen, das Feld der Symbole. Durch dieses unmittelbare Zusammenspiel *be-zeichnet* der Mensch. Er weist der Welt eine Bedeutung und sich selbst einen Platz im Ganzen zu, das er ordnet, indem er ‚seinen Blick sprechen läßt'. Der Mensch ist in diesem Bilde wie der Fisch im Wasser: es ist zugleich sein natürliches Umfeld und sein Lebenselement. Und das gilt selbstverständlich nicht nur für die Individuen, sondern auch für die Kulturen: Jede Kultur setzt eine sinnerfüllte Gesellschaft voraus. Auf diese Weise ‚atmet' sozusagen das Wesen des Menschen.

Dieser Entwicklungslinie des Zeichens und des Wertes, auf die die Evolution das menschli-



Der Mensch ist das auswählende Lebendige. *Der Mensch ist das Wesen der Entscheidung, diese Entscheidung aber befindet sich am Schnittpunkt des Zeichens, des Symbols, des Wertes und des Blickes. Durch das Bewußtwerden des eigenen Seins gelangt der Mensch zur* Geschichte *Durch die Sprache, die es ihm ermöglicht, sich durch die Prägung und Anwendung von Symbolen zu vollenden, gelangt er zur* Kultur. *So verwandelt der Mensch das Chaos in einen wohlgeordneten Kosmos, so setzt er Sinn in die Welt, überall wohin er seinen Blick richtet – wenigstens sollte es so sein. Oben: Pierre-Yves Trémois: Les limites de l'humain, 1971.*



Für Gott, das Vaterland und das Geschäft. Ein Scheck an Stelle eines Sterns für die amerikanische Fahne. Die US-Werbung ist wenigstens offen. Die grüne Note könnte aber an dem Tag brennen, an dem die der kommerziellen Diktatur unterworfenen Völker aus ihrem Halbschlaf emporfahren werden (u. r.: Foto v. J. P. Cagneux). Gleichzeitig wird das verwurzelte Europa (u. e. Zeichnung: Serre) sowie die Dritte Welt aus der Asche erstehen.

che Wesen brachte, ist nichts fremder als die technische Welt. Die Technik untersteht nämlich nicht der symbolischen Ordnung. Sie untersteht nur der Verfahrens- und Wirkweise und ihre Verallgemeinerung bewirkt ein Verhältnis zur Zeit und zum Raum, das den menschlichen Gegebenheiten des In-der-Welt-Seins grundsätzlich widerspricht.

„Die Wissenschaft denkt nicht", sagte Heidegger einmal, „sie berechnet." Die Technik berechnet noch mehr. Sie ist ein reines Formelwerk und die von ihr hervorgebrachte Sprache ist ausschließlich zweckgerichtet. Die in der Welt des Symbols und des Zeichens entrückte Sprache der Technik - eine Sprache, die jeder in der technischen Welt gebrauchen muß - ist nicht mehr jene überlieferte Sprache, die ursprünglich ihre Heimat innerhalb einer bestimmten Kultur hatte, sondern nur noch ein bloßes Arbeitsinstrument, ein lediglich der Verständigung dienendes Werkzeug. Die Technik verwehrt dem Menschen dadurch den Zugang zur Welt.

Der Forderung des Menschen, aus der Technik ein einfaches Werkzeug zu machen, wird außerdem dadurch der Boden entzogen, daß jene kein ‚Bestandteil' unserer Welt ist. Sie *ist* diese Welt. Sie ist die *alles umfassende Welt,* die eine völlig neue Macht darstellt. Wir leben in einer technisierten Umwelt, auf die man sich nicht mehr sinnbildhaft beziehen und in der der Mensch folglich nicht mehr seinem Wesen gemäß kulturell leben kann.

Halt findet diese von der Technik beherrschte Welt, dieser ‚Technokosmos', nur in seiner eigenen Entwicklung, da er von selbständigen Prozessen getrieben wird. Er bildet ein wucherndes Gewebe, das nicht in Bezug auf die ihm gesetzten Ziele wächst, sondern in Bezug auf sich selbst, auf die zügellosen Wachstumsmöglichkeiten, die er in sich birgt. Man braucht sich nur umzusehen: Wer könnte heute mit Sicherheit sagen, welchem Vorhaben die technische Entwicklung überhaupt dient? Wer sieht nicht, daß gerade wir uns ständig ‚technischen Zwängen' fügen, die uns als das Ergebnis einer unvermeidlichen Entwicklung dargestellt werden? Gerade zu dem Zeitpunkt, da der Mensch glaubt, daß Maß der Technik sein zu können, tritt das Gegenteil ein: die Technik wird zum Maß des Menschen. Der Mensch wird ein *technomorphes* Wesen, ein Rädchen des Technokosmos.

Die technischen Berufe werden häufig als die ‚Berufe der Zukunft' betrachtet. Das bedeutet, daß die Zukunft durch die Technik bestimmt sein wird, daß der Mensch sich anpassen muß, daß er sich darein fügen muß, von einer anderen Kraft als sich selbst *beherrscht* zu werden. Schon jetzt verringert sich die Zahl unmittelbarer Erfahrungen, die wir haben können, ganz erheblich. Die zwischenmenschlichen Beziehungen werden zunehmend von technischen Strukturen *geprägt,* die in allen Ländern auf das Gleiche hinauslaufen und in jede Familie eindringen. Wir können die Welt in wenigen Stunden durchreisen, aber diese Reise ist eigentlich keine *Erfahrung* mehr, zumal wir immer öfter die gleichen sozialen Landschaften, die gleichen Gewohnheiten, die gleichen Verhaltensweisen, die gleichen Lebensäußerungen vorfinden. Selbst die Natur wird technisch wahrgenommen. Der





Wald wird zu einem Ökosystem, die Pflanze zu einer Sauerstoff erzeugenden Maschine, die Mikroorganismen werden zu Hilfsmitteln der Industrie; ständig wird der Mensch dazu gebracht, nach dem ‚Praktischsten', dem ‚Einträglichsten' zu suchen – ohne jemals zu fragen: im Verhältnis wozu? Ständig wird der Mensch dazu gebracht, die Welt der Zeichen gegen die der Gegenstände zu tauschen, *eine Welt,* die ihm allerdings den Zugang zu den grundlegenden Fragen des Lebens verwehrt. Allmählich weichen so die Symbole den Techniken. Das Wesen der Technik löst das des Menschen ab. In der von der Technik beherrschten Welt kann der Mensch zwar immer mehr Dinge verrichten, aber er weiß weder, was er tut, noch in Bezug worauf er es tut. Er weiß wie, er weiß aber nicht *was.* Er schafft Nützlichkeiten, aber keinen Sinn. Er bewegt sich immer schneller, nur um letztendlich nirgendwohin zu gehen. Durch die Herrschaft des Operativen, der Sinn-, Wert-, Zeichen- und Überblicklosigkeit, hindert die Technik den Menschen sowohl daran, mit sich selbst in Einklang zu kommen, als auch die Kontrolle über den Technokosmos zu übernehmen. Die dem Wesen des Menschen fremde Technik kann nicht auf Grund dessen ‚beherrscht' werden, was sie grundsätzlich bestreitet. Mit anderen Worten: der Mensch kann nicht zügeln, was ihn selbst an der Kandare hält. Er kann nicht in die Welt der Symbole einbeziehen, was dem Symbol fremd ist. Er kann nicht seiner Überlieferung zuordnen, was jeder Überlieferung zuwiderläuft.

Demnach gibt es zwar eine technizistische Ideologie, aber sie unterscheidet sich deutlich von den anderen Ideologien. Die Technik ist nicht neutral; sie *neutralisiert* aber jeglichen Sinn. Der Horizont des Technokosmos ist der *Nonsens* (der Nicht-Sinn oder besser: der Unsinn). Die Ideenlehre von der Herrschaft der Technik ist, anders gesagt, die erste Ideenlehre, die keinen Sinn, sondern nur mehr Sinnlosigkeit erzeugt. Von jener ‚Befreiung', die die Technik angeblich herbeiführt, sind wir dabei natürlich weit entfernt!



Es gilt, wieder symbolische Räume zu schaffen, damit sich der Mensch erneut in die Welt und in die Zeit einwurzeln kann. Es gilt, das Erberinnern der Völker zu wecken, indem man ihnen dazu verhilft, ihre Eigenart wiederzuerlangen und den Schicksalsweg einzuschlagen, der sie allein zu erfüllen vermag. Oben: Zeichnung von Giovanni Caselli.

Das Wesen der Technik erfassen

Natürlich kann ich deshalb nicht die Rückkehr zum ländlich-einfachen Leben und zur Zeit der Segelschiffahrt befürworten. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß die Hingebung des Menschen an die technizistische Ideologie nicht unabwendbar, sondern daß eine sinnvolle Form der Gegenwartsbezogenheit denkbar ist. Ich bin aber auch der Ansicht, daß eine solche Zukunftsaussicht so lange unerreichbar sein wird, wie wir den Trugschluß von der ‚Neutralität' der Technik nicht abgeschafft haben, da dieser uns daran hindert, das Wesen der Technik wirklich zu erfassen und sie demgemäß mit anderen Augen zu betrachten.

Die moderne Technik weicht im Wesen, nicht nur in Entwicklungsstand und Ausmaß, tatsächlich erheblich von dem ab, was die *techné* bei den Griechen war. Dieser Unterschied ist aber nicht zur Hauptsache auf den gewaltigen Aufschwung zurückzuführen, den Wissenschaft und Gewerbe in der Neuzeit erfuhren. Er liegt vor allem in dem Umstand begründet, daß eine Denkart eine andere ablöste. Es ist ein Unterschied der Ideen. Die Alten betrachteten die *techné* als eine Art zu „entbergen" (Heidegger), was die Welt enthielt, und bei dieser Sichtweise war ihr sinnbildgeprägtes Weltverständnis nicht gestört. Der Mensch war sich voll bewußt, ein Teil der Welt zu sein; er war mit der Welt im Einverständnis, stand zu ihr sogar in einem Verwandtschaftsverhältnis. Die Technik hingegen bedingt eine ganz andere Haltung. Diese Haltung nennt Heidegger das „Herausfordern". Nunmehr vom gegensatzbetonten, verstandesmäßigen und weltbürgerlichen Denken geprägt, vollzieht der Mensch eine grundsätzliche Trennung zwischen der Welt und sich selbst. Er macht aus der Welt ein Objekt, dessen Subjekt er selber wäre. Er nimmt die Welt in Beschlag, er zwingt sie, immer mehr hervorzubringen, und im Zuge dieser Ausbeutung zerfällt die Verwandtschaft von Mensch und Welt, wird der Zugang zum Sein versperrt. Der Mensch glaubt zwar, eine nunmehr ‚entzauberte' Welt zu beherrschen; in Wirklichkeit aber wird er selbst zum Sklaven der völlig technisierten Welt.

Man darf sich also nicht von der ‚Macht' täuschen lassen, die der Mensch heute scheinbar aus der Technik gewinnt. Die Macht ist ja kein Selbstzweck und der Mensch ist eigentlich kein Wesen, das die Macht um ihretwillen anstrebt; er ist vielmehr ein Wesen, das sich die Machtmittel zu beschaffen versucht, die zur Verwirklichung seiner *Entscheidungen* und seiner *Entwürfe* erforderlich sind. Der Entwurf entsteht aber in einem symbolischen Raum vermittels der Wertauswahl, die die Technik naturgemäß gerade zu unterbinden neigt.

Wenn Hölderlin sagt: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch", so meint er nicht, daß ein vorsichtiger Gebrauch der Technik ausreicht, um die Gefahr, die sie darstellt, zu bannen. Er meint vielmehr, daß die weltbeherrschende Macht der Technik uns überhaupt erst die Möglichkeit gibt, das zu erkennen, *was ihr zu Grunde liegt,* nämlich die Denkart, die ihr Wesen ausmacht: eine vom Dualismus und dem berechnenden Verstand geprägte Haltung. Diese das Wesen der Technik ausmachende Denkart zu erfassen, ist genau die Aufgabe, die auf uns wartet. Der Mensch wird darin seine wesentliche Rolle, die des *Vermittlers* zwischen Symbolischem und Wirklichem, wieder ausüben müssen. Dann kann er auch wieder Ursache seiner selbst, wirkende Kraft seiner eigenen Geschichte sein. Dann kann er auf die Technik einen anderen Blick richten, ihr eine andere Aufgabe zuteilen. Dann wird er nicht mehr der Herrscher über die Welt, sondern ihr Mittelpunkt sein und sie wieder als seinen natürlichen Aufenthaltsort wahrnehmen.

Dem Ruf der inneren Stimme folgen

Der zweitausendjährige Kreislauf des gleichmacherischen Denkens geht seinem Ende zu. Der beste Beweis für die Erschöpfung der herrschenden Ideologie liegt ja gerade darin, daß sie nun in die Vorstellung vom ‚Ende der Ideologien' verfällt, die vor einem futuristisch-technokratischen Hintergrund ihre eigene Verneinung aufführt. Meines Erachtens erleben wir jetzt die ausgiebige Selbstdarstellung einer ‚Ideologie vom Ende der Welt'. Wie könnte es auch anders sein? Auf ihre wesentlichsten Merkmale beschränkt, ist die herrschende Ideologie ja überdeutlich, eine *Ideologie des Endes.* Ende des Politischen: mit der Ablösung der Staatsführer durch die ‚Techniker'; Ende der Mannigfaltigkeit der Menschen und Kulturen: mit dem Aufkommen einer weltweit genormten Zivilisation; Ende der Bedeutung: mit der Vernichtung der symbolischen Ursprünge; Ende auch der Geschichte: mit der Idee einer ‚befriedeten' Gesellschaft, eines endgültig gefestigten Staates, ob es sich nun um die klassenlose Gesellschaft handelt oder um den großen Weltmarkt, von dem die Liberalen träumen.

Aber die Geschichte des Menschengeschlechtes hat, all diesen Phantastereien zum Trotz, kein Ende. Geht ein Kreislauf zu Ende, so setzt der nächste ein. Der ‚Endkampf', der heute im Bereich der Ideen ausgetragen wird, offenbart bereits neue Trennungslinien und deutet auf den Beginn eines neuen Zeitalters hin. Im ‚liberal-libertären' Raum stehen eine gewisse Rechte und eine gewisse Linke kurz davor, sich zu vereinigen, und das ist selbstverständlich kein Zufall. Die Gegensätze beginnen sich zu verwischen. Neue Kräfteverhältnisse zeichnen

sich ab. Neue Ideen treten auf den Plan. Auf Weltebene erscheint Europa *unmöglicherweise* als das Modell eines dritten Weges zwischen den beiden Supermächten, die unter sich das Schicksal der Völker und Nationen aushandeln. Die Dritte Welt schließlich schickt sich an, eine Rolle zu spielen, die man nicht unterschätzen sollte. Die arabischen Völker, die Völker Lateinamerikas, Schwarzafrikas, Indiens, Japans und anderer Teile der Erde sind heute mehr denn je dazu berufen, ihr Schicksal auf Grund ihrer eigenen Bestimmung selbst zu gestalten. Die Zielsetzung ist klar und für alle wegweisend: für die *Sache der Völker* einzutreten gegen das Weltsystem, das sie zermürbt und tötet.

Die Welt lebt seit vierzig Jahren ‚in Frieden'. Aber Millionen von Menschen starben in dieser Zeit bei bewaffneten Auseinandersetzungen, und Europa sowie die Dritte Welt werden durch die Supermächte, die sie weiterhin beherrschen wollen, einem schonungslosen Krieg preisgegeben. Der Krieg hat allerdings ein anderes Gesicht bekommen. Er ist nicht mehr ausschließlich militärisch, er hat auch wirtschaftliche, kulturelle, religiöse und ideologische Formen angenommen. Es ist ein Krieg ohne Kriegserklärung. *„Krieg bedeutet Frieden!"* – Die Ideologie der Menschenrechte gibt vor, überall für die ‚Freiheit' einzutreten. Aber die greifbaren Freiheiten werden ungeachtet dessen ständig unterdrückt. Im Westen verträgt sich die persönliche Freiheit ausgezeichnet mit allen möglichen Abhängigkeiten. Propaganda heißt heute Werbung oder *Marketing,* und die Gleichschaltung der Lebensweise schreitet zügig voran. Wir haben Freiheitsräume, aber mit diesem Zerrbild der Freiheit können wir höchstens von besseren Zeiten träumen. Die Unabhängigkeit der Völker, unerläßliche Bedingung für die Freiheit Aller, war demzufolge noch nie so gefährdet wie heute. Zwischen Nord und Süd ist der ungleiche Tausch die Regel. Der Mensch ist der Technik unterworfen. Eine neue Form der uneingeschränkten Herrschaft zielt darauf ab, aus dem einzelnen Menschen einen glücklichen Roboter, einen auf seine Ketten stolzen Sklaven zu machen. *„Freiheit ist Sklaverei!"* - Die Information erfolgt heute unverzüglich: wir können zu jedem Zeitpunkt erfahren, was sich in der übrigen Welt abspielt. Aber der Sog der Medien, die eigentlich nur das vermittelnde Element sein sollten, überwuchert längst die Bedeutung der Inhalte. Wenn Ronald Reagans Wiederwahl oder Frau Gandhis Ermordung zwischen einer amerikanischen Serie und einer Werbeeinblendung der Firma Pampers bekanntgegeben wird, verschwindet der eigentliche *Sinn* der Information. Ab einer gewissen Schwelle heben sich die Meldungen gegenseitig auf und führen zu Fehlinformation. Unsere Zeitgenossen haben ein immer größeres Wissen, begreifen aber immer weniger. *„Unwissenheit ist Stärke!"* – Fürwahr, die westliche Welt richtet sich schon nach Orwells Schlagworten aus!

*



Wir haben keine „Vergangenheit" hinter uns, sondern eine Tradition. Diese Tradition hat ihre festen Wurzeln in der europäischen Kultur und der mehrtausendjährigen Geschichte Europas. Sie besteht aus bestimmten Werten, die uns noch heute beseelen. Sie besteht auch aus den unzähligen Stimmen derjenigen, für die sich das Dasein nicht auf das kleine Glück und die Kaufkraft beschränkte. Denn sie hatten sich dafür entschieden, ihrem Dasein einen Sinn zu verleihen, indem sie für eine Sache oder eine Idee eintraten, deren Bedeutung und den Einzelnen überragender Wert nicht mit der säuerlichen Spitzfindigkeit von Wichten in Frage gestellt wurde. Rechts: Von Tode. Max Klinger.

Wir leben im Zeitalter der Ernüchterungen. Die herrschende Ideenlehre hat nichts mehr zu sagen. Der Marxismus ging irgendwo zwischen den Zuckerfabriken von Havanna und den Kreml-Türmen unter. Der Liberalismus wird zweifellos noch schneller seiner mangelnden Glaubwürdigkeit zum Opfer fallen. Alle Modelle, denen sich die Intelligencia bislang angeschlossen hatte, brechen nacheinander zusammen. Die politische Gleichgültigkeit greift immer mehr um sich. Die auf sich selbst gestellte Menge zieht sich auf das kleine Glück und den individuellen Narzißmus zurück. Das Unbehagen an der Zivilisation bricht aus den Tiefen hervor, die grundlegende Entfremdung, die das Abendland spaltungsirre machte, wird unerträglich.

Wie drückt sich dies aus? Durch einen Hilferuf der inneren Stimme nach seelischer Nahrung, dem die Welt der Technik ebenso wie die der Berufspolitik nicht zu entsprechen vermögen. Diesem Ruf müssen *wir* nun antworten. Es gilt jetzt, unsere Anregungen verstärkt vorzubringen, unsere Anschauungen zu verbreiten. Es gilt, wieder symbolische Räume zu schaffen, damit sich der Mensch erneut in die Welt und in die Zeit einwurzeln kann. Es gilt, das Erberinnern der Völker zu wecken, indem man ihnen dazu verhilft, ihre Eigenart wiederzuerlangen und den Schicksalsweg einzuschlagen, der sie allein zu erfüllen vermag.

Seit fünfzehn Jahren entsteht eine neue gesellschaftliche Landschaft. Es ist unsere Aufgabe, ihr die angemessene ideologische und theoretische Ausrichtung, das heißt: ihr einen Sinn zu geben; nur so können wir auf die künftige Entwicklung einwirken. In dieser Hinsicht kämpfen wir an den neuen Fronten, die sich im Augenblick abzeichnen. Wir haben keine ‚Vergangenheit' hinter uns, sondern eine Tradition. Diese Tradition hat ihre festen Wurzeln in der europäischen Kultur und der mehrtausendjährigen Geschichte Europas. Sie besteht aus bestimmten Werten, sie besteht aus unzähligen Ereignissen, die uns immer noch ansprechen und noch heute beseelen. Sie besteht auch aus den unzähligen Stimmen derjenigen, die in erster Linie *für* etwas lebten und starben – aus den unzähligen Stimmen derjenigen, für die sich das Dasein nicht auf die Bequemlichkeit, das kleine Glück und die Kaufkraft beschränkte. Denn sie hatten sich dafür entschieden, ihrem Dasein einen Sinn zu verleihen, indem sie für eine Sache oder eine Idee eintraten, deren Bedeutung und den Einzelnen überragender Wert nicht mit der säuerlichen Spitzfindigkeit von Wichten in Frage gestellt wurde.

Wir stehen verschiedenen Gruppen von Gegnern gegenüber. Da sind diejenigen, die im Zeichen des Fisches leben: unentschlossene, willensschwache Wesen, die unter Wasser schwimmen und ständig Kompromisse anstreben. Da sind auch diejenigen, die im Zeichen des Skorpions leben: ihnen sind alle Mittel recht, um zu zerstören, und sie zerstören sich letzten Endes selbst. Den einen wie den anderen werden wir den Polarstern, den Stern des himmlischen Nordens entgegensetzen, der den Schlußstein unserer Welt, die Heimat der freien Menschen, die Radachse der ewigen Wiederkehr, das Auge des Zyklons, den unerreichbaren Stern darstellt und uns den einzuschlagenden Weg weist. ■

die neue Kultur Europas informiert

Spiegelfechterei in Reykjavik

Im raschen Ablauf der weltpolitischen Ereignisse stellt sich immer wieder die Frage: Wie tief kann der Schlaf des europäischen Träumers eigentlich sein? Wann endlich wird die Afterklugheit der sterngewappneten Doktrinäre seinen Schlummer stören? Was überhaupt kann Europa noch wachrütteln, wenn nicht das Treffen von Reagan und Gorbatschow in Reykjavik, das doch erneut in aller Deutlichkeit bewiesen hat, wie groß die „Freundschaft" Amerikas zu seinen „Verbündeten" (= nützlichen Idioten) wirklich ist. Die USA sind unsere gefährlichsten Feinde, denn sie waren so listig, der Gewaltherrschaft des russischen Bruders die Scheinfreiheit der Blue-Jeans- und Coca-Cola-Mentalität entgegenzusetzen, der mittlerweile Generationen auf den Leim gegangen sind. In Reykjavik verwarf Mr. President im Auftrage nun die sowjetischen Vorschläge für einen Abzug von Mittelstreckenraketen (atomarer Vernichtungswaffen) aus Europa, weil die Russen ihre Bereitschaft zu diesem Abrüstungsschritt mit dem gleichzeitigen Verzicht beider Seiten auf die praktische Einführung von Weltraumwaffen (SDI) verknüpfen wollten. Immerhin wäre dies ja ein Schritt zur Beseitigung des „Overkill"-Wahnsinns gewesen. Aber - die Wanderbühne gab uns schließlich kein Debüt: sie gehorcht dem Spielplan von Teheran-Jalta-Potsdam, der seit 42 Jahren das Aufrechterhalten des Status Quo befiehlt. So gesehen war alles bestens in Szene gesetzt. Daß auch die Sowjets ihre Rolle in diesem Spiel haben, bedarf wohl keines Hinweises, nimmt dem Ergebnis übrigens auch nicht seine Bedrohlichkeit.

Es besteht nun allerdings kein Anlaß, in Angst zu erstarren! Wenn wir uns endlich darüber klar werden, daß Europa zur Zeit nicht selbst über sein Schicksal entscheidet, daß es zur Zeit keine politische, kulturelle und wirtschaftliche Souveränität hat, sondern daß es in einer ungeheuerlichen, nichtswürdigen Knechtschaft vor sich hindämmert, von den Weltherrschaftsideologen als Schlachtfeld und Kanonenfutter ihrer Streitigkeiten vorgesehen - dann kann gerade diese erschütternde Erkenntnis zur Abwendung des Damoklesschwertes führen.

Wir müssen nur aufstehen, die Ketten abwerfen, die falschen Freunde und vorgeblichen Beschützer über die Grenzen jagen! Die Zukunft gehört uns, wenn der europäische Wille erwacht.



Georges Dumézil

Im Alter von 88 Jahren ist *Georges Dumézil* kürzlich verstorben. Dumézil, der Lehrstuhlinhaber für indoeuropäische Studien am College de France, Professor an den Universitäten Istanbul und Chicago, Direktor der Sorbonne und Mitglied der Académie Française war, gilt als Pionier der indoeuropäischen Forschung und verfaßte zahlreiche Werke über diesen Themenbereich (L'idéologie tripartie des Indo-Européens (1958), Mythe et Epopée (1968/1971), Heur et malheur du guerrier (1969), um nur eine Auswahl zu nennen).

Dem Verständnis von Dumézils Werk und Geist dient ein Beitrag seines Schülers und Nachfolgers Jean Haudry, den wir in Elemente 1/86 veröffentlichten („Die Welt der Indoeuropäer").

Auch *Raymond Abellio* ist in diesem Jahre verstorben. Der in Deutschland so gut wie unbekannte Romancier, Philosoph, Esoteriker, Kabbalist, Phänomenolog, Erkenntnistheoretiker und Aktivist, Verfasser von „Assomption de L'Europe" und „La structure absolue" (die Aufzählung seiner Fähigkeiten und Werke ließe sich fortführen), darf als einer der wirklich scharfsinnigen Denker dieses Jahrhunderts bezeichnet werden.

(Eine ausführliche Würdigung Abellios und Dumézils folgt in den Elemente-Ausgaben 3 und 4!)



Raymond Abellio

Am 23. April 1986 verstarb in Chicago der rumänische Schriftsteller und Religionsphilosoph *Mircea Eliade* im Alter von 79 Jahren. Eliade, dessen Werk als grundlegend für die Philosophie und Geschichte der Religionen gelten muß, wurde am 9. März 1907 in Bukarest geboren, verbrachte neben ausgedehnten Asienreisen fünf Jahre in Indien, um dort eine Dissertation über vergleichende Geschichte der Yogatechniken zu schreiben, lehrte ab 1932 in Rumänien Geschichte der Religionen und Philosopien Indiens, wurde 1938 im Konzentrationslager von Miercurea Ciuc wegen seiner Tätigkeit in der Eisernen Garde des Corneliu Zelea Codreanu interniert. In dieser Zeit machte Eliade die Bekanntschaft von Julius Evola, wirkte sodann während des Krieges als Kulturattaché in London und Lissabon, lehrte ab 1945 als Professor an der Sorbonne. Seine französisch abgefaßten Bücher erschienen nun in rascher Folge: *Techniques du Yoga* (1948), *Traité d'histoire des religions* (1949), *Le Mythe de l'éternel retour* (1951), *Images et Symboles* (1953), *Le Yoga. Immortalité et Liberté* (1954, deutsch 1960), *Forgerons et Alchimistes* (1956), *Mythes, rêves et mystères* (1957, deutsch 1961), *Naissances mystiques* (1959, deutsch 1961) u.a.m. 1958 verließ Eliade Paris, um an der Universität Chicago einen Lehrstuhl der Fakultät für Religionswissenschaften zu beziehen. Mircea Eliade hat den Mythos als Ausdruck und Wirkungskreis des Heiligen wiederentdeckt; sein Werk verschaffte den Wesenszügen des homo religiosus, die jeder Mensch in sich trägt, erneut Geltung. Deutliche Kritik richtete Eliade insbesondere gegen J. G. Frazer und das vom Evolutionismus geprägte Vorurteil, danach die „Erklärung der Welt" durch einen Vorgang der „Entmythologisierung" zu finden sei. Aber auch das literarische Werk Eliades verdient Beachtung. *La forêt interdite* (1955) ist einer der Titel seines dichterischen Schaffens, den die Zeit nicht verschlingen wird.



Mircea Eliade

BELGIEN

Vouloir

Directeur: Robert Steuckers. Rédaction: BPB 41, 1970 Wezembeek-Oppem. Au sommaire du dernier numéro: *De Hambourg à Vladivostock* (Vincent Goethals). *La question allemande* (Detlef Baumann). *Mackinder, géographe britannique* (Robert Steukkers). *Le retour de la géopolitique de Haushofer* (Ange Sampieru). *Les Wisigoths et le catharisme* (Robert Dun).

Teksten, kommentaren en studies

Direktor: Luc Pauwels. Redaktion: Postbus 4, 1140 Wijnegem. Nr. 45: Beiträge von Sigrid Hunke *(Europa's eigen religie)*, Frans de Hoon *(Vrijzinnigheid en heidendom als persoonlijke belevenis)*, Georges A. Heuse *(Ras, racisme, anti-racisme)*, N.E. de Leeuw *(Het onvervangbare geschenk)*, J. C. Nachenius *(Suggestie en de derde dimensie in de schilderkunst)*, Wido Bourel *(De volkssporten. Pleidooi voor een reddingsoperatie in de Franse Nederlanden)*, Guy de Maertelaere *(Helen en genezen)*.

ENGLAND

The Scorpion.

Director: Michael Walker. Redaction: BCM 5766, London WC1N 3XX. Second conference 25th october, London): *Ecology: the growing dilemma.*

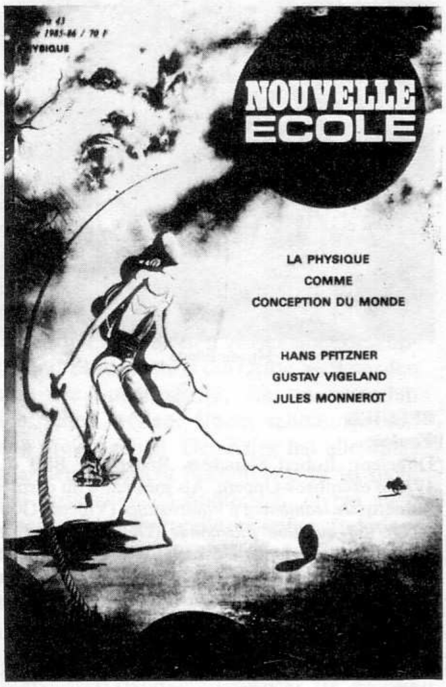
The relationship between Homo sapiens and his environment has become problematical. Ecologists challenge the assumption that growth and development are inherently desirable but often with slogans as rigidly dogmatic as those of the system which they oppose. "Limits to growth" and "Save the Earth" on the one hand; "economic priorities" and "development plans" on the other . . . All human cultures result in part from a relationship between a specific people and a specific environment and everywhere in the world that relationship is being destroyed in order to make way for a single model of development. How can Europeans restore a just measure with regard to the natural environment and their control of it without turning their backs on their achievements and the will to achieve more? This is a dilemma, a growing dilemma.

FRANKREICH

Eléments.

Direction: Pierre Vial, Jean Varenne. Rédaction: 13 rue Charles Lecocq, 75737 Paris, Cédex 15. Au sommaire du Numéro 59: *La civilisation du football,* Cercle Héraclite. *Ave Maradona,* Gennaro Malgieri. *Allez les bleus!,* Pierre Vial. *Un autre moyen du politique,* Christian La Halle. *Le paganisme dans la littérature.* Michel Marmin. *L'Europe sous tutelle,* Alain de Benoist. *Comment sortir de Yalta,* Alain de Benoist. *La réunification par la paix,* entretien avec le général Bastian. *Et si on relisait Genet,* Denys Magne. *Les filles de l'eau,* RmqS. *Ezra Pound, un géant du siècle,* David Mata. *Du nazisme au communisme,* Robert de Herte.

die neue Kultur Europas informiert



Nouvelle-Ecole.
Directeur: Alain de Benoist.
Rédacteur en chef: Philippe Baillet.
Rédaction: 13 rue Charles Lecocq, 75737 Paris, Cédex 15.
Au sommaire du numéro 43: Yves la Plaine *(Philosophie de la physique),* Anne Jobert *(1870 - 1930: histoire 'biographique' d'une révolution scientifique),* Patrick Trousson *(1930 - 1985: la physique comme représentation du monde),* Anne Jobert *(Lectures du réel),* Claire Wagner-Rémy *(Le déterminisme et la physique contemporaine),* Basarab Nicolescu *(Aspects systématiques de la physique moderne),* Giovanni Monastra *(De la physique à la biologie: les nouveaux paradigmes).*

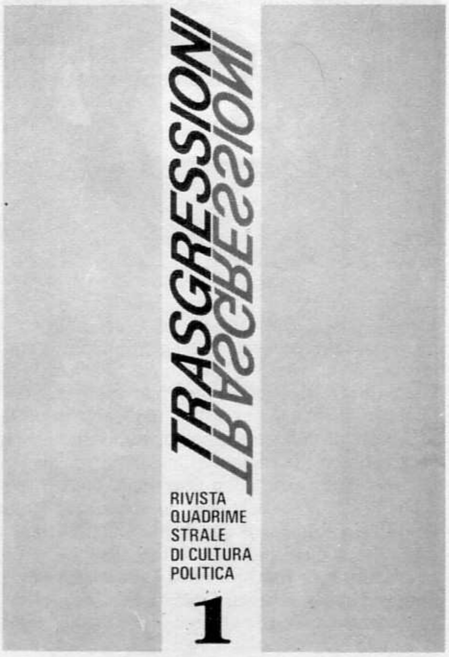
Panorama.
Directeur: Jean Varenne. Rédaction: 13 rue Charles-Lecocq, 75737 Paris, Cédex 15. Au sommaire du numéro 18/19: Giovanni Monastra: *Rémy Chauvin et l'évolutionnisme.* Guillaume Faye: *Culture et Société* (analyse des derniers livres de Theodor Adorno et Alain de Benoist). Bernard Notin: *Questions de méthode.* Un dossier est consacré au phénomène Moon et au mouvement Wandervogel.

Diaspad, culture celtique.
Directeur: Yann-Ber Tillenon, Rédaction: 15 rue de la Gaîté, 75014 Paris. Beiträge von Yann-Ber Tillenon, Bernard Gestin, Thierry Gwigourel. Metapolitik, Ethnopluralismus, Europa, indoeuropäische Religiosität.



Totalité, Révolution et Tradition.
Directeur: Georges Gondinet. Rédaction: B.P. 47, 45390 Puiseaux. Nummer 25: Georges Gondinet, *Une élite de survie pour renaître.* Faust Bradesco, *Importance des élites.* Ernesto Milà, *Un projet alternatif pour les forces nationales.* Julius Evola, *Infantilisme et démocratie.* Rinaldo Massi, *Bushidô, la voie des samouraî.* Francesco Ingravalle, *Aperçus sur la culture intégrale.*

ITALIEN
Trasgressioni.
Direktor: Marco Tarchi. Chefredakteur: Alessandro Campi. Redaktion: Via dell'Oriuolo, 20, 50122 Firenze. Die kulturpolitische Zeitschrift der italienischen Neuen Kultur ist erschienen. Beiträge von Marco Tarchi: *Dinamica della trasgressione: dal «né destra né sinistra» all' «e destra e sinistra»;* Alain de Benoist: *Pensare la tecnica;* Alessandro Campi: *Organicismo, idea imperiale e dottrina della razza;* Guillaume Faye: *Il neo-conservatorismo americano. Un capitolo dell 'ideologia egualitaria;* Günter Maschke: *Lo Stato, il Nemico, Il Diritto;* Robert Steuckers: *Il neutralismo tedesco contemporaneo;* Stefano Cochetti: *La ragioni della dissuasione;* Franco Cardini: *Molti razzismi;* Carl Schmitt: *L' unità del mondo.*



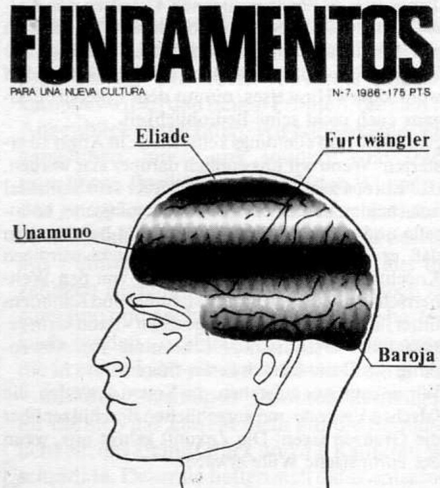
L' Uomo libero.
Direktor: Mario Consoli. Redaktion: Casella postale 14035, 20140 Milano. Die Nummer 23 enthält Beiträge von Sergio Gozzoli: *Identikit del borghese;* Marcello Romani: *Usurocrazia e bancarotta.* Gianantonio Valli: *La coscienza dell'impero.*

ÖSTERREICH
Kritische Studenten-Zeitung.
Leitung und Redaktion: Postfach 440, 1071 Wien. Nummer 9: *Tschernobyl ist überall, Die Putschisten* (Manfred Hoffmann), *Wir amüsieren uns zu Tode* (Neil Postman).

SPANIEN
Punto y Coma
Direktor: Isidro J. Palacios. Redaktion: Apartado de Correos 50.404, 28080 Madrid. Nummer 4: Isidro J. Palacios: *El sentido oculto de la ciencia-ficcion;* Javier Esparza, José Luis Ontiveros, Olier Mordrel: *La causa de los pueblos.*



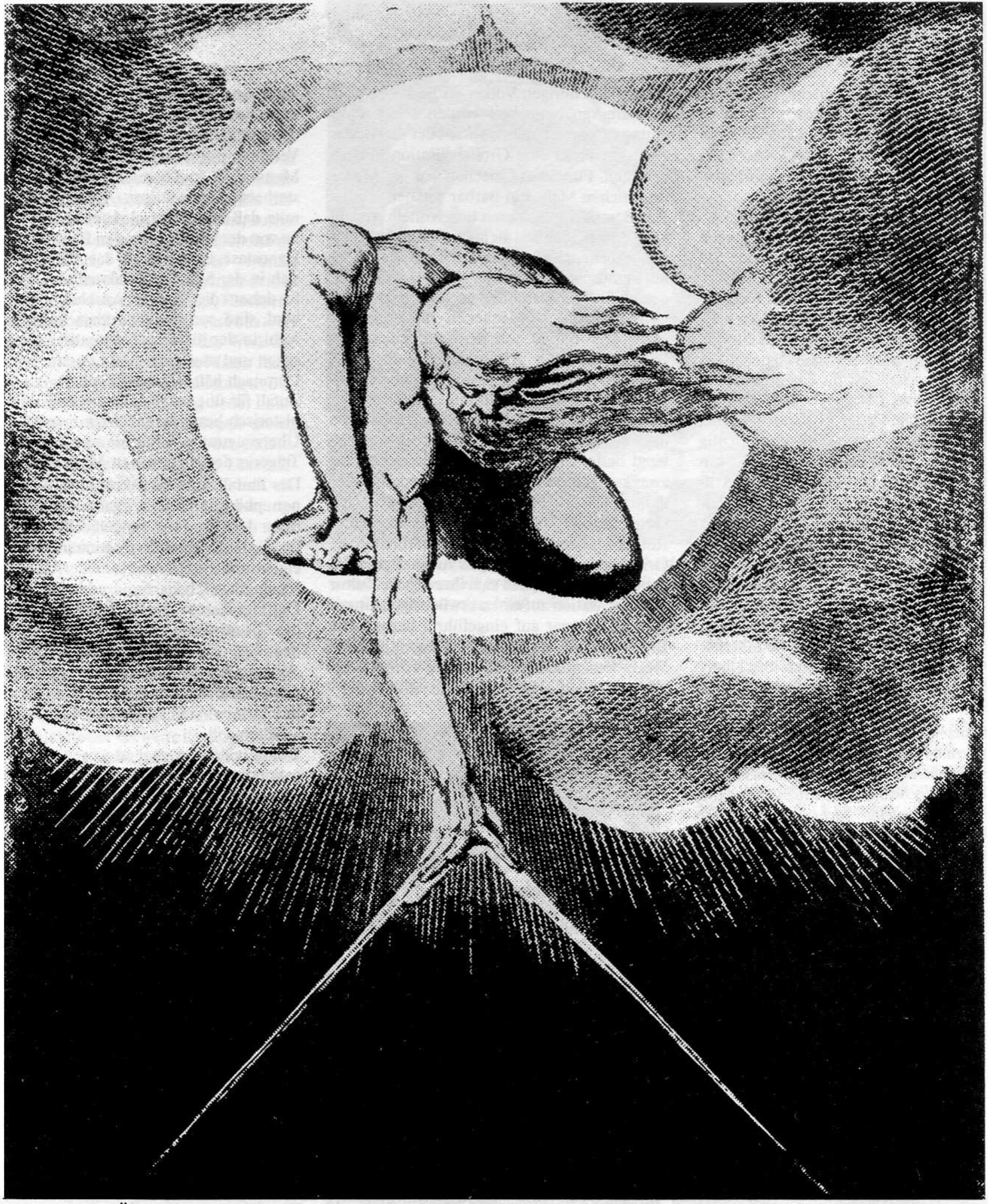
Fundamentos
Direktor: José M. Redondo. Chefredaktur: Sabino Cota. Redaktion: Apartado de Correos 450.24, 28080 Madrid.





Razon Espanola
Direktor: G. Fernandez de la Mora. Redaktion: Génova, 12. 28004 Madrid. Nummer 19: G. Fernandez de la Mora: *Crepusculo de las ideologias?* V. Horia: *Europa, fin de siglo.* M. Moran: *Evolucion ideologica de Javier de Burgos.* H. Schoek: *Ataque a la élite cultural.* C. v. Schrenck-Notzing: *Neoconservatismo aleman.*

Hinweis
Die nächste Ausgabe erscheint am 23. März 1987.
***Elemente* ist jetzt im Bahnhofsbuchhandel sowie in den Buchhandlungen auf Flugplätzen zu erhalten!**



Wir sind in eine Übergangsphase eingetreten. Diese ist durch die tastende Suche nach dem Stil einer europäischen Zivilisation gekennzeichnet, deren Konfiguration niemand heute voraussehen kann. Oben: Titelseite von William Blake: Europa, a Prophecy, 1794.

DER PLURALISMUS DER WERTE

PROF. DR. JULIEN FREUND

Die Gleichschaltung der Werte hat bereits erschreckende Ausmaße erreicht. Da die Gesellschaft jedoch ein fein strukturiertes Beziehungsgewebe bildet, das ohne Rangordnung ins Chaos stürzt, müssen wir dringend die Fertigkeit der Politik wiederbeleben, die Platon als die Kunst des edlen Webers bezeichnete.

In einer wissenschaftlichen Gesprächsrunde äußerte ich unlängst die Ansicht, daß die Dekadenz Europas eine vollendete, unwiederrufliche Tatsache sei, daß sie aber nicht das Ende der Welt, auch nicht das Europas bedeute. Das ruhmreiche Blatt der europäischen Geschichte hat sich gewendet. Jenes die Weltmeere und Erdteile beherrschende Europa, dessen technische Zivilisation weltweite Ver-

breitung fand besteht nicht mehr. Wir sind in eine Übergangsphase eingetreten. Diese ist durch die tastende Suche nach dem Stil einer europäischen Zivilisation gekennzeichnet deren Konfiguration niemand heute voraussehen kann. Dennoch ist es erstrebenswert, diese Aufgabe wahrzunehmen, weil auch Übergangsperioden ihre Größe und ihren Reiz haben können. Wir vermögen zu diesem neuen Stil zwar nicht vorauszusehen, es ist aber schon jetzt möglich, gewisse Bedingungen festzulegen, die eine Wiederaufrichtung fördern würden; eine Wiederaufrichtung, die den europäischen Geist fortwirken läßt und zugleich alle nötigen Voraussetzungen für eine Großzivilisation bieten würde. Es ist deshalb wichtig, die einzelnen stofflichen oder geistigen Gründe, die zur Dekadenz Europas führten, so richtig wie möglich zu bewerten. Von den geistigen Gründen möchte ich im Rahmen dieses Artikels vornehmlich einen erörtern: Der Pluralismus der Werte.

Jede Großzivilisation ist an zwei Voraussetzungen zu erkennen: Zum einen glaubt sie, den anderen umliegenden sozialen und kulturellen Gebilden überlegen zu sein, zum anderen hält sie sich für universell. Die Griechen, ebenso wie die Römer und später die mittelalterliche Christenheit, behaupteten ihre Überlegenheit auf Grund einer ‚Segregation', der zufolge alle übrigen Völker als Barbaren oder ‚Barbaresken' betrachtet wurden, selbst wenn einige von ihnen, die Ägypter oder die Meder z. B., ihrerseits eine Großzivilisation hervorbrachten. Für einen Griechen war der Meder im gleichen Maße ein Barbar wie der Skythe. Der Begriff des Barbaren bezeichnete sowohl eine Verschiedenheit als auch Unabhängigkeit von jeglichem Rassismus und meistens von jeder Feindschaft: Er war der Nicht-Hellenische, dessen Sitten, Gesinnung und Kultur die Entwicklungsstufe der Hellenen nicht erreicht hatte. Der Barbar war nicht unbedingt ein Feind, denn die griechischen Stadtstaaten führten Krieg ebenso häufig gegeneinander wie gegen die fremdstämmigen Völker. Der Barbar stellte die Andersheit dar, sofern diese die Vortrefflichkeit des Hellenismus nicht erlangt hatte. Er war in seinem Menschentum zwar kein minderwertiges Wesen, gehörte aber dennoch nicht der kulturellen und geistigen Gemeinschaft an, welche die Griechen und Römer kennzeichnete. Daher unterhielten die Griechen feste Beziehungen zu den Barbaren, zumal sie wußten, daß sich ihre eigene Kultur und Zivilisation auf einen urwüchsigen Grund stützte, ja sogar auf eingeführte barbarische Elemente, die sie jedoch auf eigentümliche Weise wesentlich gesteigert und erhöht, kurzum – veredelt – hatten. Die von jeder Großzivilisation behauptete Überlegenheit wurzelt in dem Bewußtsein das Universale, Absolute darzustellen. Sie empfindet sich als höchste Verkörperung des Virtualitäten-Erbgutes der Menschheit, und betrachtet sich somit als Musterbeispiel derselbigen. Aristoteles lehrte bereits, daß das Universale kein Abstraktum, keine von der wahrnehmbaren Realität getrennte Hypostase ist, sondern das Potentielle, daß sich in der Singularität aktualisiert. Schriften, in denen die gleiche Anschauung deutlich wird, sind, wenn auch anders formuliert, sowohl in der jüdischen, wie auch in der wedischen und moslemischen Literatur zu finden. Demnach hält sich eine Zivilisation nicht aus Zufall für überlegen, sondern weil sie in ihrer historisch besonderen Zusammensetzung die Überzeugung gewinnt, sie sei hierarchisch die Trägerin des allgemeinen Menschentums.

Der Pluralismus der Werte zerstört die Grundvoraussetzungen des Zivilisationsbegriffes, indem er unverhohlen für eine „Weltzivilisation" wirbt, die als Schmelztiegel dienen und die Völker der Welt zu einer leicht indoktrinierbaren Einheitsgesellschaft gleichschalten soll.
Unten: Mutter mit Kindern. Afo, nördliches Nigeria. London, Horniman Museum.
Oben rechts: Indische Bildhauerkunst. Kunst der Cola. Siva Nataraja (Siva als Herr des Tanzes), 12. Jh. nach unserer Zeitrechnung. Madras, staatl Museum.
Unten rechts: Athena, IV. Jh. vor unserer Zeitrechnung. Nationalmuseum, Athen.







Der Pluralismus der Werte hingegen führt einen philosophischen Egalitarismus ein, der unter dem Vorwand der „Gleichwertigkeit" aller Werte die einer Zivilisation innewohnende eigentümliche Hierarchie niederreißt, kraft derer sie diese Zivilisation und keine andere ist. Der Pluralismus der Werte zerstört außerdem die Grundvoraussetzungen des Zivilisationsbegriffes, indem er unverhohlen für eine „Weltzivilisation" wirbt, die als Schmelztiegel dienen und die Völker der Welt zu einer leicht indoktrinierbaren Einheitsgesellschaft gleichschalten soll.

Eine Zivilisation aber ist wesensmäßig Zivilisation nur in Bezug auf andere. In dieser Vermengung aller Zivilisationen jedoch vernichtet sich die europäische Zivilisation selbst, indem sie auf allen Kontinenten die übrigen Zivilisationen anspornte; d. h. diese erheben sich nun gegen sie in einer Art Rückkehr zu ihrem islamischen, hinduistischen oder gar christlichen Integrismus um gegen das Zerbröckeln ihrer Identität wirkungsvoller anzukämpfen. Alle Zivilisationen, die großen wie die kleinen, werden im Augenblick irredentistisch, um der Gefahr einer Mondialisierung vorzubeugen, die sie in das Debakel einer vereinheitlichenden, farblosen Äquivalenz ziehen würde. Der zunehmende Aufruhr der Minderheiten, der gegenwärtig in der ganzen Welt zu beobachten ist, bedeutet, das die Meta-Politik als bestes Instrument gilt, um der Auflösung völkischer Wesensarten, die eine auf dem Pluralismus der Werte gründende Weltzivilisation herbeiführen würde, entgegenzuwirken.

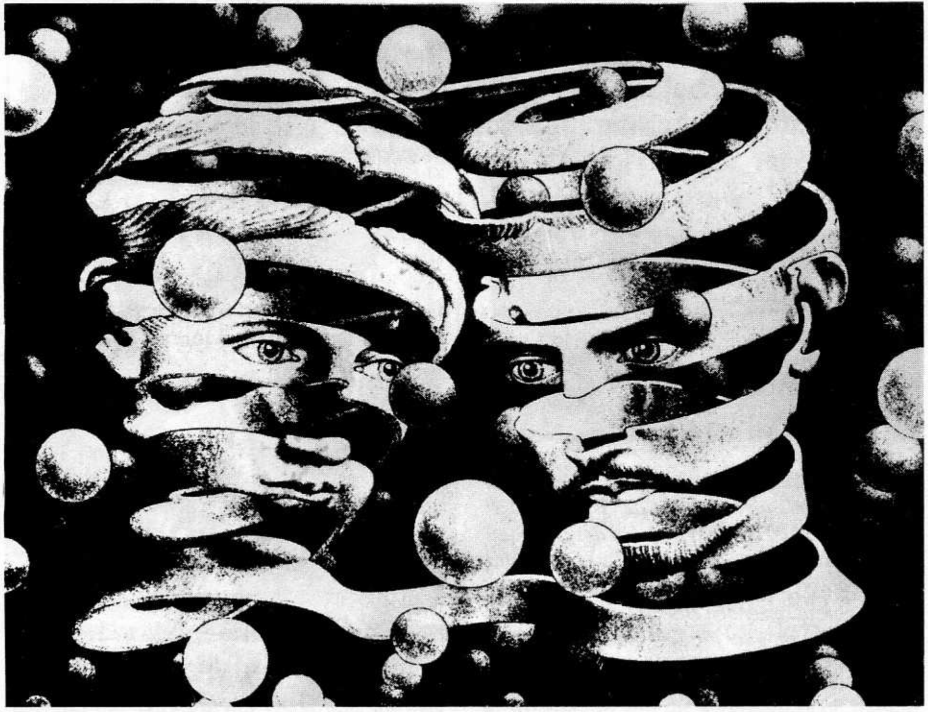
Die sich augenblicklich verbreitende Revolte richtig zu bewerten setzt voraus, daß man den Begriff ‚Pluralismus der Werte' abgrenzt. Erst dann kann man die Übergangssituation in der sich Europa befindet verdeutlichen.

Vereinfachend formuliert besagt dieser Terminus, daß alle Werte gleichwertig seien, so daß sie horizontal nebeneinandergesetzt friedlich koexistieren könnten, auf der Basis einer Vereinbarung, die ihre Besonderheiten jenseits aller Opposition oder Rivalität verzeichnen würde. Kraft des gemeinsamen ‚Religionsnenners' kämen Christentum, Hinduismus, Judaismus, Islam und Animismus auf eine Stufe, durch eine Art einebnenden Synkretismus, der sich über alle in den Überzeugungen, Kulten und Riten auftretenden Unterschiede hinwegsetzen würde. Da alle Regierungsformen politisch sind, würden sie nach Auffassung der weltpluralistischen Doktrin ebenfalls gleichstehen, so daß ihre Rivalität überholt, altmo-

disch wäre. Im gleichen Sinne wären die Traditionen, die Sitten, die Gesetzbücher zwar verschieden ausgedrückt aber gleichbedeutend. Da man sich überall politisch betätigt, überall Religionsbräuche bzw. -vorschriften beobachtet, warum sollte all diesen Werten nicht dieselbe Gültigkeit beigemessen werden, zumal sie im alleinigen Bereich der persönlichen Präferenzen, irenisch gleichermaßen würdig wind? Jede gekünstelte Äußerung irgendeines Skribenten, irgendeines Reimlings, Klecksers, Federfuchsers oder Preßbengels wäre aus wertegalitärer Sicht soviel wert wie das Werk der besten Schriftsteller, Dichter oder Maler. Jeder Politiker wäre den großen Staatsmännern (Bismarck oder de Gaulle) ebenbürtig. Jeder Lehrmeister käme seinen Lehrerkollegen gleich und alle Schüler wären einer wie der andere. Die Kompetenz, die Autorität, die Urteilsfähigkeit, die Überlegenheit oder das Talent wären schließlich unrechtmäßige Rangordnungserscheinungen, Quellen von freiheits- und gleichheitsverletzenden ‚Komplexen' und ‚Traumata'...

Es erübrigt sich hier, eine Aufstellung der einzelnen Erscheinungsformen dieses undifferenzierten, primitiven, auf der Vorstellung von einer egalitären Gerechtigkeit beruhenden Pluralismus der Werte vorzunehmen. Diese Pseudo-Philosophie (wenn von Philosophie überhaupt die Rede sein kann) aber ist es, die das schlaffe, zerfetzte Gewebe der augenblicklich in Europa vorherrschenden Meinung bildet. Ich wüßte nichts über ihr Grunddenken zu sagen, denn es handelt sich eher um ‚Denklosigkeit'. Wesensgemäß nämlich urteilt das Denken. Es unterscheidet, ordnet, lobt und tadelt, selektiert, schätzt und bewertet. Der Pluralismus der Werte wiederum sieht seine Überlegenheit in dem Umstand, daß er vorurteilslos und unvoreingenommen sei, daß er folglich das Muster der Toleranz und der kritischen Weitsichtigkeit sei. Ich bin dagegen der Ansicht, daß das schlimmste Vorurteil der Glaube ist, man hätte keines. Jede Zivilisation gründet sich übrigens auf Vorurteile, denen sie ihre Lebenskraft verdankt. Außerdem sind die Ideen nicht tolerant: sie bekräftigen oder bestreiten zwangsläufig etwas; eine Idee, die nichts bekräftigt oder bestreitet, ist mit anderen Worten keine Idee, sondern ein Hirngespinst. Die Toleranz stellt keine Relation zwischen den Ideen, sondern ein Verhältnis zwischen Menschen mit unterschiedlichen Ideen dar, die ihren geistigen Streit in einer anderen Form fortsetzen als in der des unmittelbaren Kampfes.

Auf Grund dieser Überlegungen ist es angebracht, den Begriff des Wertes näher zu bestimmen, um die Täuschung, die der ‚Pluralismus der Werte' darstellt, besser zu erkennen. Was meinen wir, wenn wir einer Sache Wert beimessen? Wir vergleichen sie mit anderen Erscheinungen, Gegenständen oder Lebewesen unter dem Gesichtspunkt der Anteilnahme, des Nutzens, des Glaubens, oder gar des Geschmacks. Wir sind der Ansicht, daß sie unter diesem Gesichtspunkt anderen Wesen oder Gegenständen überlegen, unterlegen oder gleich ist. Daraus folgt, daß der Wert durch ein Vergleichsurteil bestimmt wird; d. h. der Wert bedingt zwangsläufig das Vorhandensein anderer Werte, also eine Erfahrungsmenge von anderen Werten die, mit dem Pluralismus der Werte nicht das geringste zu tun hat. Die Vorstellung von einem einheitlichen, alleinigen, jeden anderen Wert ausschließenden Wert ist, philosophisch gesehen blanker Unsinn. Die Vorstellung von einem alleinigen Gott z. B., der manchen Philosophen zufolge der Wert an sich sei, ist absurd, denn der alleinige Gott ist unvergleichbar und gegen jede Wertbestimmung gleichgültig. Durch den Vergleich läßt die Wertbestimmung nämlich erkennen, daß die Dinge sich voneinander unterscheiden, nicht in ihrer Substanz, sondern gemäß dem Verhältnis des mehr oder Weniger des Oberen, des Unteren oder des Gleichrangigen. Demnach werden die Dinge auf einer, individuellen oder kollektiven, Wertskala verteilt gemäß den Kriterien des Vorzugs, des Interesses, der Überzeugung oder des Geschmacks. Nun aber stellt das Verhältnis des Oberen zum Unteren das eigentliche Wesen der Hierarchie dar. Vom Begriff her setzt der Wert als unbedingt (sonst ist er überhaupt nicht denkbar) eine Vielzahl von Eindrücken und die selbstverständlich daraus folgende Rangordnung voraus. Der Pluralismus der Werte seinerseits erkennt die Pluralität an, nicht jedoch die Hierarchie. Wenn aber alles gleichwertig ist hat es damit jeden Wert und Vorzug verloren! Die spitzfindige Verwirrung des Pluralismus der Werte besteht in der Verheimlichung, Leugnung oder Ablehnung der Hierarchie, die dem Wertbegriffe innewohnt. Die Hierarchie ist somit keine niederträchtige Erfindung übelwollender Menschen, sondern die unerläßliche Bedingung allen Denkens, sofern es abwägendes, unterscheidendes, kritisierendes, billigendes, tadelndes Urteilen...



Wesensgemäß urteilt das Denken. Es unterscheidet, ordnet, lobt und tadelt, selektiert, schätzt und bewertet. Die Hierarchie ist die unerläßliche Bedingung allen Denkens, sofern es abwägendes, unterscheidendes, kritisierendes, billigendes, tadelndes Urteilen ist. Zeichnung von Maurits C. Escher.

Der Pluralismus der Werte ist demgegenüber durch das Fehlen jeglichen kritischen Ansatzes gekennzeichnet.

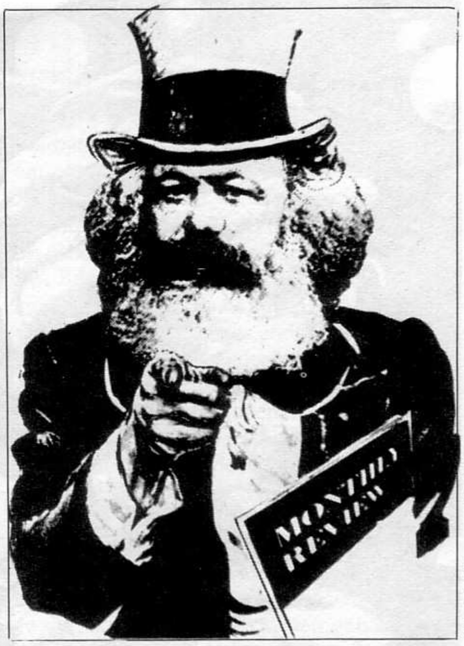
Was eine Religion oder eine Regierungsform von einer anderen unterscheidet, sind nicht allgemeine Benennungen rein religiöser oder politischer Erscheinungen, sondern ist die Tatsache, daß die Rangordnung der Werte des Christentums von der des Islam und des Hinduismus (die sich auch ihrerseits wiederum in diesem Punkt unterscheiden) abweicht. Werte, die in einer Religion als maßgebend oder unwiderruflich erachtet werden, gelten in einer anderen als untergeordnet oder zweitrangig. Dies trifft auch auf die Zivilisationen zu. Die Verteilung der Werte auf einer hierarchischen Skala wird als ‚System' bezeichnet, ganz gleich ob dieses philosophisch, politisch, ökonomisch oder anderweitig ausgerichtet ist. Zwar umfassen alle Zivilisationen die Politik, die Religion, die Kunst usw.; ihre Unterscheidungsmerkmale liegen demnach nicht auf diesen Ebenen, sondern in den jeweils festgelegten Rangfolgen. Der Bezugspunkt ist also nicht die Vielzahl, wie der Pluralismus der Werte vorgibt, sondern die Hierarchie.

Selbstverständlich bezieht sich jeder von uns, je nach seinen Vorlieben, auf eine Rangordnung, die ihn darin bestärkt, sich etwa eher für die Rechte als für die Linke, eher für den Eingottglauben als für die Göttervielfalt, eher für die klassische Musik als für die Popmusik zu entscheiden. Bei den meisten Menschen stimmt diese persönliche Rangordnung mehr oder weniger mit dem Wertsystem der Zivilisation überein, der sie angehören. Hier stellt sich nun die Frage der wechselseitigen Beziehungen solcher Verhältnisse, die jedoch mit der Behauptung des Wertpluralismus (derzufolge jede Erkenntnis nur bedingt durch den Standpunkt des Betrachters gültig sei) nichts gemein hat, da dieser ja jede Rangordnung ablehnt, die Zivilisationen so ineinander verschmilzt und schließlich zerstört.

Nun begreifen wir besser, was unter einem ‚Widerstreit der Werte' zu verstehen ist. Max Weber betonte zu Recht den ‚Polytheismus der Werte', dem er jegliche friedenstiftende Bedeutung absprach: die Werte stehen sich vielmehr in „ewigen Kämpfen" gegenüber. Ich teile diese Auffassung von Weber so nicht, sondern glaube vielmehr, daß der Konflikt zwischen den Werten, soweit er innerhalb einer Zivilisation ausgetragen wird, zumeist gerade die Entfaltung dieser Zivilisation begleitet und nur selten eine dramatische Wendung nimmt. Dagegen läßt sich der Konflikt zwischen unterschiedlichen Wertsystemen gerade auf Grund ihrer voneinander abweichenden Rangordnungen nicht vermeiden. Es sind also keines-



A. Paul Weber



(Archiv Nouvelle-Ecole)

Zum Glück kam der Kapitalismus, sonst hätte der Sozialismus nie das Licht der Welt erblickt! Für Marx (rechts) ist die Wirtschaft der Unterbau des Lebens. M. a. W.: der Marktwert wird zum Richtwert aller anderen Werte. die eine Hierarchie voraussetzenden Begriffe wie Ehre, Würde, Treue, Ruhm oder Respekt gehen ebenso unter wie die der Autorität, der Auslese oder des Genies. Alles, was austauschbar ist, ist auch ersetzbar.

wegs die Werte als solche, die in der Welt zusammenstoßen, sondern die Wertsysteme, von denen jedes seine eigene Hierarchie besitzt. Bei allen oberflächlichen Übereinkünften ist daher eine wirkliche Einigung zwischen dem marxistisch-leninistischen und dem abendländischen System nicht möglich: sie sind nun einmal Feinde. In diesem Zusammenhang können wir auch das Problem der Gleichheitslehre besser erfassen. Sie baut unerwarteterweise auf einer Rangordnung auf, da sie ja der Gleichheit den Rang eines obersten oder zumindest ausschlaggebenden Wertes zuerkennt. Demnach erlangt die Gleichheit ihren Wert nur durch den Rang, den man ihr in einem hierarchischen Wertsystem zuweist. Die Sowjetrussen verleihen nun aber der Gleichheit die Würde des obersten Wertes, die Westeuropäer hingegen der Freiheit; diese beiden Standpunkte sind durch ihre unterschiedlichen Rangordnungen im Prinzip unvereinbar. Die jeweilige Weltanschauung stellt sich daher in erster Linie als Glaube an eine bestimmte Rangordnung der Werte dar.

Der Übergang vom alten Stil der europäischen Zivilisation zum neuen, dessen Formung natürlich eine gewisse Zeit erfordern wird, kann sich nur dann günstig auswirken, wenn wir zu einem abgestuften europäischen Wertsystem zurückfinden, das der neuen Sachlage gerecht wird, in der dieser Übergang erfolgt. Dieses neue Wertsystem kann nicht in einem bloßen Wiederaufgreifen des alten bestehen; Verfallserscheinungen lassen sich eben nicht gewissermaßen auf dem Verordnungswege beseitigen. Der Verfall des von der Renaissance geprägten Europas ist eine vollendete Tatsache, die bewirkt, daß unser Erdteil nicht mehr zu dem Abenteuer zurückkehren kann, das er ein halbes Jahrtausend lang erlebte. Dennoch darf das neue System auch nicht mit dem europäischen Geist brechen, wenn es wirklich europäisch sein will. Wir können und dürfen weder unsere Geschichte noch unsere Kultur als Kennzeichen einer auf der Welt wirklich einmaligen schöpferischen Eigenart verleugnen. Wenn demnach der erwähnte Übergang den Verfall nicht noch verschärfen soll, so müssen wir uns dem Pluralismus der Werte entgegenstellen, diesem verderblichen Dämon, der die Europäer entarten läßt und auf der Ebene des Geistes Ebene als philosophische Wirkung der Dekadenz erscheint. Es geht also nicht um ein bloßes Wiederaufrichten der alten Ordnung; es gilt vielmehr, den Sinn für eine sowieso selbstverständliche Rangordnung wiederherzustellen, ohne die es letztlich kein kämpferisches, streitbares und damit erst lebensfähiges Wertsystem geben kann. Voraussetzung dafür ist allerdings das Erkennen und Kenntlichmachen der Denkformen, die den alle Werte einebnenden Pluralismus der egalitären Ideologie nähren.

Hier drängt sich sofort eine Kritik des Gleichheitsbegriffes auf; nicht etwa, um dem Begriff selbst jede Bedeutung abzusprechen, sondern um seine Entartung in der Gleichheitslehre aufzuzeigen. Die Gleichheit ist ja ein durchaus tauglicher und verwendbarer Begriff, wie zum Beispiel Aristoteles in seiner *Nikomachischen Ethik* nachwies. Es wäre demnach unsinnig, sie als solche zu verwerfen, da sämtliche menschlichen Handlungen zugleich in hierarchische wie auch egalitäre Beziehungen eingebettet sind. Es wäre auch müßig, sich weitschweifig über die Bedeutung der mathematischen Gleichheit in den Naturwissenschaften auszulassen, über die moralische Gleichheit, die sich aus der Gerechtigkeit herleitet, über die wirtschaftliche Gleichheit, die der Warentausch begründet oder über die politische Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz. Statt von *der* Gleichheit in der Einzahl zu sprechen, wäre es eigentlich treffender, den Begriff in der Mehrzahl zu gebrauchen, so wie man etwa auch von ‚Ungleichheiten' sprechen kann. Alle diese Formen der Gleichheit, alle diese ‚Gleichheiten' sind nämlich nicht *gleichwertig* und lassen sich nicht einmal miteinander vergleichen. Jede unterscheidet sich von allen anderen kraft des bestimmten und besonderen Bezugsrahmens, innerhalb dessen sie die Objekte einander gleichstellt. Der Bezugsrahmen, der die mathematische Gleichheit bestimmt, ist beispielsweise keineswegs mit dem Bezugsrahmen vergleichbar, der die moralische Gleichheit der Gerechtigkeit festsetzt und dieser unterscheidet sich wiederum von der Gleichheit vor dem Gesetz usw.

Die Gleichheitslehre macht nun einen doppelten Fehler. Zum einen glaubt sie an die Möglichkeit, einen allgemeinen Bezugsrahmen schaffen zu können, dem sich alle einzelnen, verschiedenartigen, klar gekennzeichneten und jeder Tätigkeit eigentümlichen Züge unterordnen lassen, zum anderen erhebt sie diesen utopischen, allgemeine Gültigkeit verlangenden Bezugsrahmen zu einem Endziel im heilskundlichen Sinne, als ob der Zweck des Menschenlebens die Errichtung einer allgemeinen Gleichheit durch Abwertung der übrigen notwendigen und rechtmäßigen Lebensäußerungen (wie der Rangordnung, der Autorität und sogar der Freiheit) wäre. Freiheit und Gleichheit können aber letztendlich schon deshalb nicht übereinstimmen, weil ihre Grundvoraussetzungen verschieden sind. Man kann schließlich nicht gleichstellen, was in seinen Prinzipien, in seinen Urquellen verschieden ist. Der Pluralismus der Werte ist aber nichts anderes als die philosophische Erscheinungsform des Gleichheitsdenkens! Diese Begriffskritik liefert jedoch noch keine Erklärung dafür weshalb es der Gleichheitslehre und dem Pluralismus der Werte gelingen konnte, sich heutzutage als die vorherrschenden Denkweisen in der europäischen Geisteshaltung festzusetzen. Diese Vorherrschaft ist das Ergebnis einer allgemeinen und ganz allmählich erfolgten, zugleich philosophischen und ideologischen Steigerung der Empfänglichkeit für intellektuelle Beeinflussungen im Laufe der letzten Generationen.

Hier möchte ich zunächst eindeutig darauf hinweisen, daß die dargelegten philosophischen und geistigen Neuerungen an sich nicht verderblich sind. Sie bilden vielmehr eine der wesentlichen Ausdrucksformen der Eigenständigkeit europäischer Denkungsart und Zivilisation. Verhängnisvoll und den geistigen Verfall – noch vor dem materiellen Niedergang – einleitend wurden sie nur durch die übersteigerten Folgerungen, die aus ihnen im Laufe von Generationen gezogen wurden. Ich möchte meine Beobachtungen im Folgenden auf zwei Gesichtspunkte dieser Fehlentwicklung beschränken. Der erste ist der *individualistische Subjektivismus.* Kants Philosophie bleibt einer der Marksteine des europäischen Denkens, weil sie der Kritik einen Unterbau erstellte und außerdem zur Belebung der Geisteswissenschaften beitrug. Dank des Begriffes der Vorstellung hob sie die Bedeutung der subjektiven Erkenntnismöglichkeit hervor. Es handelt sich hierbei um eine überaus entscheidende und grundlegende Einsicht. Manche Philosophen folgerten aber später daraus, daß alles nur Vorstellung wäre und stürzten uns damit in den Zustand, den Heidegger die „Seinsvergessenheit" nannte; andere hingegen nahmen an, daß die Dinge nur auf Grund einer rein subjektiven Vorstellung bestünden. Im ersten Fall zerlegte man das Sein in eine Summe von Vorstellungen: die Phänomenologie verdrängte die Ontologie, die spezialisierte, aber aus übergeordneten Einheiten gelöste Forschung ihrerseits die Reflexion und die Meditation. Im zweiten Fall sprengte der sich in zusammenhanglosen Wunschvorstellungen äußernde Individualismus die gemeinschaftlichen Bande derjenigen Menschen, die ein und dieselbe Kultur, ein und dasselbe Schicksal verbindet. Es ist hier nicht der Ort, um auch nur kurz die philosophischen Lehrgebäude dieses individualistischen Subjektivismus darzulegen; wir müssen aber begreifen, wie sie unter das Volk gebracht und durch die Zungenfertigkeit der Publizisten und Ideologen mit Hilfe der Medien sozusagen ‚anerzogen' wurden.

Sartre zum Beispiel äußerte über den Wert, daß er „nichts anderes als die Bedeutung ist, die man einer Sache gibt", das heißt, der Wert besäße demzufolge kein Richtmaß außerhalb der rein persönlichen Einstufung. Jedes Einzelwesen wäre nach dieser Ansicht ein Gefangener seiner eigenen, für die anderen undurchdringlichen Subjektivität; die von ihm getroffene Wertauswahl gälte so viel wie die Wahl jedes anderen, da ja jeder Wert nur ganz persönliche Vorlieben ausdrückte. In diesem Fall wäre alles erlaubt und jedes gemeinsame Richtmaß, das das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden hilft, würde zu einer Form der Unterdrückung des Einzelnen. Der Pluralismus der Werte bewirkt folglich einmal, daß ich den anderen nicht zu erkennen vermag, zum anderen aber, daß ich meine eigene Subjektivität nicht übersteigen kann und diese somit zu meinem ewigen Alptraum wird.

Seitdem die Gesellschaft in immer kleinere Teile auseinanderdriftet, wurde sie zu einem Feld der Zusammenstöße, zum Treffpunkt einzelner blinder Teilchen ohne jeden Zusammenhang und ohne Beziehungen, die sie auf einer höheren Ebene verbinden könnten. Die Begriffe der Wahrheit, der Objektivität und sogar der Anpassung der Mittel an die jeweilige Zielsetzung haben jede Bedeutung verloren. Alles ist Ideologie – diese Formel drückt vereinfacht das Fehlen der kulturellen und sozialen Bindung aus, die uns zu einem gemeinsamen Willen vereinigen könnte. Wer auch immer behauptet, es gäbe keine Objektivität, frönt – oft ohne es zu wissen – dem Pluralismus der Werte. Wie soll man den gemeinsamen Grundgedanken einer Gesellschaft denn dort erkennen, wo – mangels eines alle umfassenden geistigen Bandes – die Wünsche des Einzelnen den scheinbaren Mittelpunkt der Beziehungen bilden? Wie soll man die rein persönlichen Werte einreihen, da der Subjektivismus sogar die Vorstellung von der Nützlichkeit einer gemeinsamen Ordnung verwirft, deren Lebensfähigkeit notwendig von dem Vorrang bestimmter Handlungen vor anderen abhängig ist? Bei einer derartigen Sichtweise gelangt man ohne weiteres zu der Behauptung, daß alle Zivilisationen gleichwertig seien, wie immer auch die wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen oder wirtschaftlichen Kräfte bei der einen und die Erschlaffung in Routine oder das Unvermögen aus Rückständigkeit bei den anderen sein mögen. Der eigentliche Begriff der Zivilisation verliert dabei allerdings jeden Inhalt, da diese von der Wortbedeutung her das gemeinsame Werk von Generationen ist, die sich über eine einheitliche Rangordnung der Werte verständigen. Letztendlich wird selbst der Begriff der Gesellschaft in Frage gestellt, obwohl sie ebenso zu unserem Lebensraum gehört wie Himmel und Erde, Ebene und Berge, Sonne und Regen.

Natürlich treibe ich jetzt die Folgen des individualistischen Subjektivismus bis zur letzten theoretischen Folgerung; das geschieht aber nicht ohne Grund. Die theoretischen Überzeugungen, denen wir beipflichten, prägen unvermeidlicherweise unser Verhalten, unseren Umgang mit anderen und der Gesellschaft. Das heißt: obwohl niemand seine theoretischen Vorstellungen völlig in die Praxis umzusetzen vermag, kann doch deshalb keiner von uns – mag er es wollen oder nicht - die Gesellschaft und die Zivilisation, in denen er lebt, als Aufgabenbereich und pflichtgemäße Bindung ablehnen. Wenn aber nun theoretische Vorstellungen oder Überzeugungen sich in die allgemeine Geisteshaltung einzunisten vermögen, wenn sie den Nährboden für den zur Gesamtmeinung gewordenen und nicht nur einer besonderen ideologischen Gruppe vorbehaltenen Pluralismus der Werte bilden, hat dies zwangsläufig eine fahrlässige Erschlaffung der sozialen Bindung und einen Schwund des Gemeinschaftsinnes zur Folge, ohne daß man genau bestimmen kann, ob dieser geistige Verfall die Ursache des materiellen Niederganges ist oder umgekehrt. Das Selbstvertrauen der Menschen ist jedenfalls erschüttert und folglich auch das Vertrauen in das Zivilisationsgefüge, das ihrem Leben als gemeinsame Grundlage dient.

Diese Bemerkungen gelten auch für den zweiten Gesichtspunkt, den ich mit dem *Vorrang der Wirtschaft* umschreiben möchte; sie brauchen demnach nicht erneut angeführt zu werden, um die Wirkung der Ökonomie auf das europäische Denken und dessen Verfall aufzuzeigen. Die Entdeckung der Wirtschaftswissenschaft und die Verwirklichung dieser Wissenschaft in einem unerhörten industriellen und kaufmännischen Aufschwung stellen eines der unzerstörbaren Merkmale der europäischen Zivilisation dar. Liest man bestimmte Textstellen sozialistischer Autoren, allen voran das *Manifest der Kommunistischen Partei* von Marx und Engels, so möchte man am liebsten ausrufen: zum Glück kam der Kapitalismus, sonst hätte der Sozialismus nie das Licht der Welt erblickt! Es ist durchaus richtig, daß das neue kapitalistische System die Europäer von ihrem Sich-Abfinden mit dem Elend und den ständigen Mangelerscheinungen befreit hat und daß es sowohl vollkommen neue materielle (etwa die Eisenbahn und das Flugzeug) wie intellektuelle (so die Presse oder die Bücherverbreitung) Kommunikationsnetze schuf. Es ist indessen nicht erforderlich, hier alle nützlichen und förderlichen (wie daneben die weit weniger günstigen) Auswirkungen der Entwicklung des kapitalistischen Geistes zu erörtern: er gereicht der europäischen Zivilisation fraglos zur Ehre. Ich möchte mich daher darauf beschränken, die philosophischen Schlußfolgerungen, die man aus diesem außerordentlichen Aufschwung zog, hervorzuheben und ihre geistig schädlichen Auswirkungen beim Niedergang der europäischen Zivilisation aufzuzeigen. Sie trugen nämlich zur nahezu unbewußten Verbreitung des Pluralismus der Werte bei, der ja wohlverstandenermaßen keine Lehre, sondern das Fehlen einer Lehre und eine intellektuelle Mode ist.

Die bis dahin ungeahnte Entwicklung wirtschaftlicher Tätigkeiten, die ganze Generationen von Menschen in ihren Bann zog, bewog Liberale und Sozialisten gleichermaßen dazu, den Vorrang der Wirtschaft zu behaupten. Man muß, um dies einzusehen, nur zwei Autoren, die übrigens Zeitgenossen waren, nebeneinander lesen: den Liberalen Frédéric Bastiat und den Sozialisten Karl Marx. Friedrich Engels faßt in seiner bekannten Formel, wonach die Wirtschaft der letztendlich bestimmende Faktor sei, mit wenigen Worten die Ausführungen von Marx über die Basis und den Überbau zusammen: die Wirtschaft sei der Unterbau des Lebens und alle anderen (politischen, moralischen, juristischen, aber auch wissenschaftlichen und künstlerischen) Tätigkeiten hätten nur insofern einen Überbauwert, als sie aus der wirtschaftlichen und sozialen Basis dieser Gesellschaft herauswüchsen und lediglich deren Abbild oder aber verfremdeter Ausdruck wären. Ich nehme an, daß diese Theorie bekannt ist und möchte daher nur auf die Bedeutung der von ihr vertretenen Vorrangstellung der Wirtschaft eingehen.

Lange vor Adam Smith oder Karl Marx betonte schon Aristoteles die wachsende Bedeutung des Warentausches. Die Neuerung des Kapitalismus - und der Sozialismus pflichtet dem völlig bei - war es, dem Tausch die Kraft eines sozialen Beschleunigers nicht mehr allein in einer bestimmten Gesellschaftsform, sondern vornehmlich im internationalen Handel verliehen zu haben. Aus der Vielzahl entsprechender Texte sei nur ein kurzer Satz des *Manifestes der Kommunistischen Partei* herausgegriffen: „Die Großindustrie schuf den Weltmarkt." Im ersten Buch seiner *Politik* bemerkte Aristoteles, daß die kaufmännische Bedeutung des Tausches auf die Erfindung des Geldes zurückzuführen sei, da erst dieses ‚unbegrenzte' Tauschgeschäfte ermögliche. Es wäre nun natürlich verfehlt, den Begriff des Tausches zu kritisieren, denn dieser bedingte die Entwicklung der Wirtschaft, und es kommt ihm zudem eine durchaus sinnvolle Bedeutung in ihrer Ordnung zu. Ich möchte daher nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß der Tausch den egalitären Bezugspunkt innerhalb der Wirtschaft bildet, neben hierarchischen Beziehungen wie denen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die mit den Erscheinungsformen der Produktion verbunden sind. Im Prinzip werden Gegenstände des gleichen Preises, ungeachtet ihrer sonstigen Beschaffenheit, ausgetauscht. Ich sage ‚im Prinzip', denn in der Wirklichkeit laufen die Dinge natürlich häufig anders ab, da ja die Bedürfnisse und Dringlichkeiten der Tauschenden von unterschiedlicher Art sind. Wie dem auch sei, die Gleichheit des Tausches wird auf der Grundlage des Preises erreicht, das heißt, die getauschten Dinge sind Waren. Diese Erklärung ist allseits anerkannt und erfordert

In letzter Konsequenz geht der Pluralismus der Werte im Durcheinander unter, indem er sogar die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf stellt, wie es Platon (oben) im Staat *darlegte. Der Schüler wird seinen Lehrern gleichgestellt, der Verbrecher seinem Opfer.*



Foto: Snark International



Die Griechen kannten eine Form der Rangordnung, die innere Gegensätze und Spannungen in sich schloß. Diese Auffassung verdeutlichen sowohl der Polytheismus mit den im Pantheon ausgetragenen Gegensätzen als auch die griechische Tragik. Die Lebenskraft der europäischen Zivilisation liegt in diesen Spannungen und Gegensätzen begründet. Rechts: Ganymed mit Jupiters Adler. Marmor v. B. Thorvaldsen, 1817. Thorvaldsens Museum, Kopenhagen. Foto: Ole Waldbye.

keine besonderen Nachweise. Die Sachlage ändert sich aber grundlegend durch den der Wirtschaft zuerkannten *philosophischen Vorrang.* Diese Vorrangstellung bedeutet nämlich, daß letzten Endes alles mit den Maßstäben der Wirtschaft, durch Tauschverhältnisse also, gemessen wird. Mit anderen Worten: der Marktwert wird zum Richtwert aller anderen Werte.

Mit der Vorrangstellung des Wirtschaftlichen erleben wir nun einen zwiefältigen Vorgang: zum einen werden die nichtwirtschaftlichen Werte nach ihrem angenommenen Preis in einem wirklichen oder scheinbaren Tausch geschätzt und dadurch gleichfalls zu Waren entfremdet, zum anderen werden sie auf gleichschaltende Weise nach dem Prinzip des Tausches gemessen und dadurch *austauschbar.*

Wir treffen hier erneut auf den Pluralismus der Werte, der, sobald ein Wert soviel wie ein anderer gilt, einfach behauptet, sie seien austauschbar. Der Unterschied zwischen den einzelnen Werten wird dadurch ein rein mengenmäßiger, insofern soundsoviel wirtschaftliche oder nichtwirtschaftliche Dinge – je nachdem – ebenso viel wert sind wie ein oder zwei nach ihrem Warenpreis gemessene Dinge. Wichtig ist dabei die Tatsache, daß diese Austauschbarkeit zum unterschwelligen Prinzip *aller,* selbst privater und individueller Beziehungen wurde, gleich ob es sich um Liebe, Kunstwerke, Regierungsformen oder um die sogenannten ‚ökumenischen' religiösen Kulte handelt. Liebe gilt nicht mehr als ein Gefühlswert, sondern sie wird unter zahlenmäßigen Gesichtspunkten mit irgendjemandem ‚gemacht'. Erörtert man das Schicksal Polens oder Afghanistans, so erfolgt als Antwort sofort ein Verweis auf die Lage in Chile, Brasilien oder - früher - Portugal, als ob ein totalitäres Regime sich nicht von einem autoritären oder gar von einem demokratischen unterscheiden würde. Solche Urteile sind heute geläufig geworden, ohne den Verdacht zu erwecken, daß sie lediglich eine Ausdrucksform des Pluralismus der Werte sind. Paradoxerweise lehnt man einerseits den Begriff der Ware ab, der in der Wirtschaft durchaus angemessen und sinnvoll ist und verhält sich dennoch bei der Ausübung aller übrigen nichtwirtschaftlichen Handlungen so, als ob alles nur auf den Begriff der Ware heruntergekommen sei.

Es versteht sich von selbst, daß jede Vorstellung einer Rangordnung, die dem Wertbegriff natürlicherweise innewohnt, von dem Augenblick an preisgegeben wird, da die nichtwirtschaftlichen Werte austauschbar werden. Die eine Hierarchie voraussetzenden Begriffe wie Ehre, Würde, Treue, Höflichkeit, Ruhm, Verdienst oder Respekt gehen ebenso unter wie die der Autorität, der Souveränität, der Auslese oder des Genies. Alles, was austauschbar ist, ist auch ersetzbar. Folglich besteht kein Unterschied zwischen den lebenserhaltenden und grundlegenden sowie den künstlichen und oberflächlichen Werten. Der Pluralismus der Werte ist die Nacht, wo alle Katzen grau sind. Warum denn für bestimmte Werte kämpfen, wenn alle gleich viel gelten und ersetzbar sind? Warum denn für eine Zivilisation kämpfen, die mit jeder beliebigen anderen austauschbar ist? Unter diesen Voraussetzungen gibt es keine unverzichtbaren Grundsätze, ja überhaupt keine Grundsätze mehr, keine zuverlässigen Haltungen, keine tadellosen Verhaltensweisen, keine unwiderruflichen Überzeugungen, kurzum keine Werte mehr, über die man sich nicht zu vergleichen wüßte, die man nicht für irgendwelche kurzlebigen Vorteile aufzugeben bereit wäre. In letzter Konsequenz geht der Pluralismus der Werte im Durcheinander unter, indem er sogar die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf stellt, wie es Platon im *Staat* (8. Buch) darlegte: Das Kind wird seinen Eltern gleichgestellt, der Schüler seinen Lehrern, der Fremde dem Staatsbürger und der Verbrecher seinem Opfer. (Platons Zeugnis ist besonders dramatisch, da er den Niedergang Athens miterlebte.) In der heute üblichen Lebensweise überwindet man nicht einmal mehr die Schlaffheit, sondern flüchtet vollends in die Untätigkeit als Folge des Unvermögens, zwischen gleichwertigen Werten zu wählen.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß wir uns bereits auf dem Weg jener Abhängigkeit befinden, deren unheilvolle Folgen Platon schilderte. Die allgemeine Geisteshaltung erliegt nämlich in einem solchen Maße dem Gift der Gleichheitslehre, daß sie sogar einen gewissen Genuß am ungezügelten Verfall findet. Man fügt sich nicht nur darein, man gefällt sich vielmehr darin. Die letzte Phase eines solchen Vorganges besteht dann meistens in der sklavischen Hingabe an einen Despoten oder militärischen Führer oder an eine außenstehende Macht, die ihr Wertsystem den Unterworfenen oder Unterwürfigen aufzwingt, manchmal auch in beiden Formen der Knechtung zugleich. Die Hoffnung, diesem Schicksal zu entgehen, liegt in dem, was ich als Übergang bezeichnete, vorausgesetzt allerdings, daß wir ihn nützen, um den Sinn für eine Rangordnung wiederzufinden, die innerhalb des europäischen Wertsystems unerläßlich ist.

Wir dürfen indessen das Wesen der Hierarchie nicht mißdeuten. Es handelt sich nicht um eine feste, starre und ein für allemal festgesetzte Ordnung. Eine solche Auffassung der Hierarchie ist nicht europäisch, sondern dem morgenländischen Despotismus eigen. Schon die Griechen kannten eine Form der Rangordnung, die innere Gegensätze und Spannungen in sich schloß. Diese Auffassung verdeutlichen sowohl der Polytheismus mit den im Pantheon ausgetragenen Gegensätzen als auch die griechische Tragik, zum Beispiel mit der Auseinandersetzung zwischen Antigone und Kreon. Die Lebenskraft der europäischen Zivilisation liegt in diesen Spannungen und Gegensätzen begründet, eine Lebenskraft, ohne die sie sich den ihr fremden Wertsystemen nicht widersetzen könnte.

Wie sehr wir uns aber auch immer wünschen mögen, den europäischen Sinn für eine Rangordnung, wie ich sie beschrieben habe, wieder zu erwecken – es genügt nicht, den Pluralismus der Werte auf rein theoretische Weise zu bekämpfen. Selbst der politische Wille bleibt ohnmächtig, wenn ihn keine öffentliche Meinung unterstützt, die von den Wahnbildern der Gleichheitslehre nicht verseucht ist. Es gilt klar zu erkennen, daß diese Meinung von Intellektuellen verwirrt und gestört wurde, die die Rolle eines ‚obersten Rates' zu spielen beliebten – allerdings ohne die Bereitschaft, auch Verantwortung zu übernehmen. In ihrer Enttäuschung begannen sie von schieren Hirngespinsten einer Zukunftspolitik zu träumen, weil sie nicht vermochten, das Wesen der Politik wirklich zu erfassen. Aus Verdruß glaubten sie, ihre Utopie am ehesten verwirklichen zu können, wenn sie die Gesellschaft, ungeachtet des Grundlagen schaffenden Wesens derselben, revolutionär abschafften; zu jenen grundlegenden Elementen gehört bekanntlich auch die Rangordnung. Auf diese Weise gelang es ihnen aber nur, das Proletariat nachzuäffen und, gemäß der Bezeichnung Max Webers, „proletaroide" Intellektuelle zu werden, die die Kultur in eine ‚Pädagogik' genannte Indoktrinierung umwandelten.

Die Kultur hat ihre Wurzeln jedoch in der Pflege und Entfaltung der natürlichen Kräfte und deren Bereicherung durch die Erfahrung und die Ideen. Man spannt eben den Pflug vor die Ochsen, wenn man die historischen Erfahrungen der Menschen verschmäht, um sich stattdessen in das unbefleckte Leichentuch der Ideen einzuhüllen. Die Ideen werden erst dann zu Werten, wenn sie von der Erfahrung, vom Leben der Menschen bestätigt werden. Ob wir es wollen oder nicht, die Geschichte lehrt uns, daß die Gesellschaft keine bloße Anhäufung einzelner Lebensvorgänge ist, sondern ein Beziehungsgewebe, das Kett- und Schußfäden, das heißt hierarchische und egalitäre Beziehungen aufweist. Wenn die Kettfäden einmal gerissen sind, haben die Schußfäden keinen Halt mehr und der Stoff franst aus. Ohne Rangordnung zerfällt das Wertgefüge, eine dekadente Gesellschaft gleicht einem ausgefransten Gewebe. Um aus dem Verfall herauszukommen, müssen wir die Kunst der Politik wiederentdecken, die Platon als den ‚Beruf des edlen Webers' bezeichnete. ■

[1] in Athen, Oktober 1984

[2] Integrismus: ein in sich einheitlich gefügtes System

DIE HERAUSFORDERUNG DER IDEEN!

elemente *bringt eine neue Anschauung der Welt, die die gewagteste Modernität in sämtlichen Bereichen des zeitgenössischen Denkens mit der bewährtesten Treue gegenüber dem uralten, tief verwurzelten europäischen Geist vereinigt.* elemente *ist die Zeitschrift der europäischen Intelligenz – die wagt. Seien auch Sie intelligenter, treuer, europäischer! Werden Sie Leser von* elemente!

DER WAGEMUT EINES NEUEN JOURNALISMUS!

elemente *vertritt die intellektuelle Dynamik eines anderen Journalismus, der davon überzeugt ist, daß die Ideen nicht neutral sind, sondern daß sie verpflichten.* elemente *schafft einen neuen journalistischen Stil, um Ideen darzulegen, die morgen das Gesicht Europas und der Welt verändern können.* elemente *bietet Ihnen kulturelle, naturwissenschaftliche, künstlerische, bibliographische Informationen, die Sie nirgendwo anders finden werden; Informationen, die Ihnen dazu verhelfen können, Ihre Entscheidungen, Ihre Schwerpunkte, Ihre Wagnisse zu bekräftigen.* elemente *bietet Ihnen Anschauungstexte, die aus den besten Federn der deutschen und europäischen Neuen Kultur stammen; Anschauungen, die Sie nachdenklich machen werden; Anschauungen, mit denen Sie Ihre Verpflichtungen untermauern können.* elemente *ist die Zeitschrift des europäischen Wagemuts – der sich behauptet. Seien auch Sie kritischer, kämpferischer, engagierter! Werden Sie Leser von* elemente!

DIE KÜHNHEIT, ANDERS ZU SEIN!

elemente *ist die Zeitschrift der Neuen Kultur, die die alte reaktionäre jammernde Rechte und die alte verkalkte schwätzende Linke gleichermaßen abweist.* elemente *ist die Zeitschrift der gründenden Werte, der kühnen Tatkraft, der ein neues Zeitalter der europäischen Kultur ankündigenden Alternativen.* elemente *ist die Zeitschrift der wagenden Intelligenz, die Sie dazu auffordert, an den großartigen Anschauungsdebatten teilzunehmen, von denen die kulturelle, geistige und politische Wiedergeburt Europas abhängt.* elemente *appelliert an die Energie neuer Perikles', an den Wagemut neuer Fausts, an die Sensibilität neuer Mozarts, um Europa neue historische Entwürfe zu schaffen, um die europäische Intelligenz wieder aufzurichten, um neue Mythen für das europäische Schicksal zu finden.* elemente *ist die Zeitschrift der europäischen Identität – die wieder auflebt. Seien auch Sie jünger, ungleicher, kühner! Werden Sie Leser von* elemente!

Bekunden Sie Ihre Sympathie durch ein Abonnement!

Jahresbezugspreis in Deutschland: DM 35,–; im Ausland: DM 44,–; in Österreich: öS 270,–; in der Schweiz: sF 35,–. Jugenförderungsabonnement (Gratisversand, neben dem Exemplar, das Sie selbst erhalten, an einen Schüler oder Studenten) in Deutschland: DM 65,–; im Ausland: DM 80,–; in Österreich: öS: 510,–; in der Schweiz: sF 65,–. Jahresvorzugspreis für Schüler und Studenten (gegen Nachweis) in Deutschland: DM 25,–; im Ausland: DM 34,–; in Österreich: öS 180,–; in der Schweiz: sF 26,–.
Seepost-, Übersee- und Luftpostpreise auf Anfrage. Bankverbindungen: Stadtsparkasse Kassel, Kto.-Nr. 166 629, BLZ 520 501 51; Postgiroko. Frankfurt/Main 21 09 38-602.

Name und Vorname, Anschrift **Beruf**

Name und Vorname, Anschrift **Beruf**

Name und Vorname, Anschrift **Beruf**

Jugendförderungsabonnement: Name und Anschrift des Schülers/Studenten

Jugendförderungsabonnement: Name und Vorname des Schülers/Studenten

Jugendförderungsabonnement: Name und Vorname des Schülers/Studenten

10.000 Abonnenten für Elemente!

Sie sind Leser der *Elemente.* Sie befinden sich demnach in den vordersten Reihen der weltanschaulichen Auseinandersetzung. Wir, Leser, Sympathisanten, Herausgeber, bilden einen Denkzirkel, der den geistigen Machthabern schlaflose Nächte bereiten wird, zumal er schon jetzt alle für sich einnimmt, die eine Wiedergeburt der europäischen Kultur anstreben.

Sie können diesem Denkzirkel auf verschiedene Weise zu einer Erweiterung verhelfen: Indem Sie selbst *Elemente* abonnieren, indem Sie Ihren Freunden, Bekannten oder Verwandten ein Abonnement schenken oder sie zum abonnieren bewegen; indem Sie uns Namen und Adressen von Personen mitteilen, die sich unserer großen Gemeinschaft anschließen könnten.

Die erste Phase, in der unsere Zeitschrift sich in Deutschland und in Europa als Sprachrohr der Neuen Kultur durchsetzen soll, hat eine einfache und deutliche Zielsetzung: die Marke der 10.000 Abonnenten.

10.000 Abonnenten: das sind ungefähr 50.000 Personen, die wir von unserer Idee überzeugen und für ihre Durchsetzung begeistern könnten, wenn unsere Leser die Zeitschrift in ihrer Umgebung weiterreichen. 50.000 Personen stellen ein erhebliches Potential im ideologischen Kräfteverhältnis dar, das sich augenblicklich in diesem Land herausbildet.

Diese Zielsetzung erfordert eine kraftvolle Werbung, die, jeder weiß es, teuer, sehr teuer ist. Deshalb bitten wir heute um Ihre Unterstützung, damit wir unser gemeinsames Ziel (dem wir mit der angestrebten Abonnentenzahl bereits erheblich näher wären) erreichen. Die Werbekosten zur Gewinnung eines neuen Abonnenten betragen rund 6,– DM. Wenn Sie im Zuge dieser Aktion 30,– DM einzahlen, tragen Sie demnach dazu bei, daß wir u. U. fünf weitere Abonnenten gewinnen können.

Wir glauben, daß Sie zu diesem Beitrag bereit sein werden. Sie haben gewiß kein besseres Mittel, Ihre Weltanschauung zu fördern.

Ja, ich bin einverstanden, die von ***Elemente*** gestartete Werbekampagne »10.000 Abonnenten« zu unterstützen. Ich zahle den Betrag von ________ DM ein.

____

Name und Vorname, Anschrift

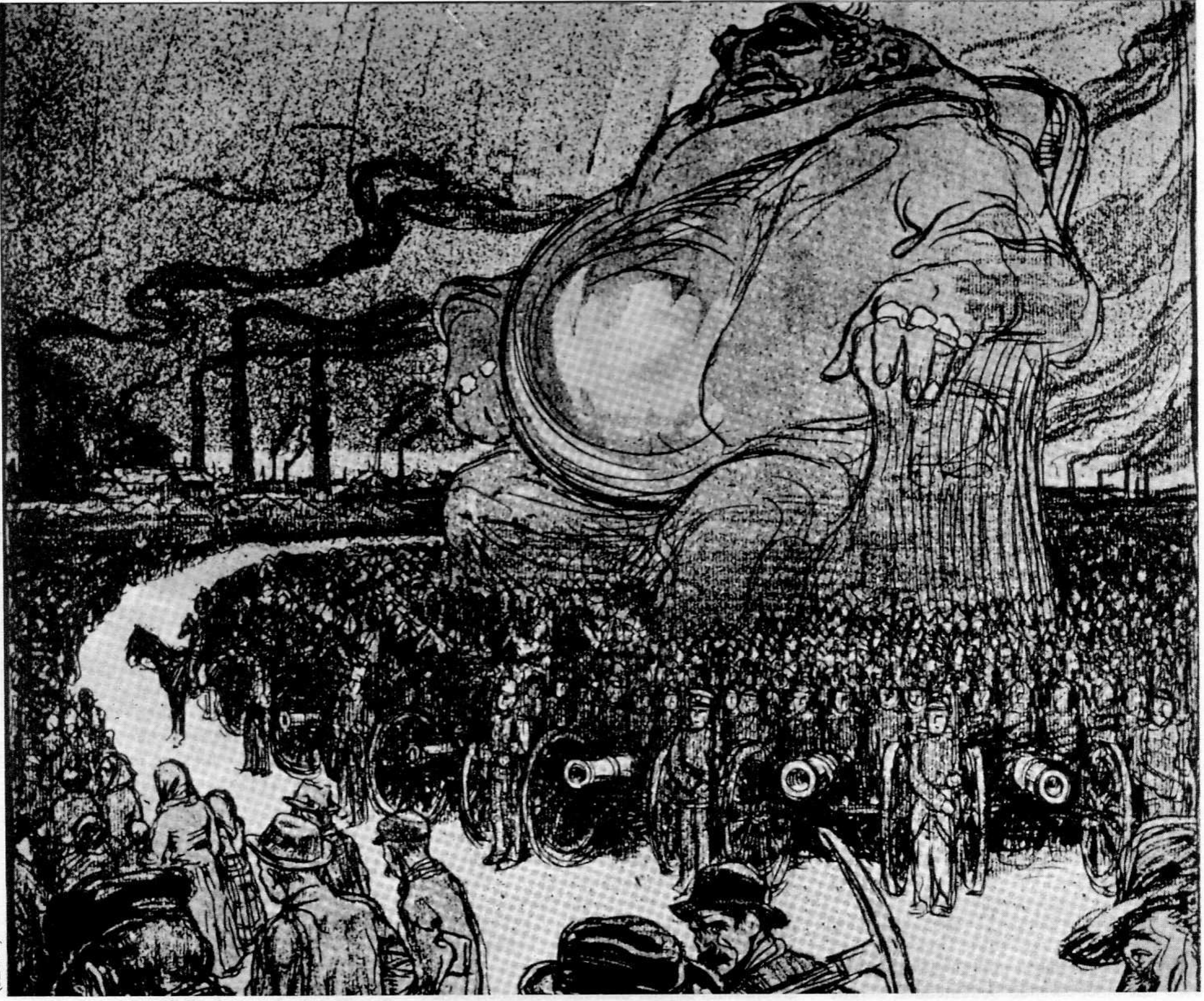
Schicken Sie Prospekte an folgende Personen:

____

____

____

____



(Archiv)

Die liberale Zivilisation mit ihrem „Gelddespotismus" führt zur Erstarrung. Die Finanzleute, von dem kleinen „Börsenjobber" bis zu den diktatorischen Bankiers, „ergreifen von dem Besitz, was sie nicht erzeugen". Demnach richtet Veblen seine soziologische und ethische Kritik gegen die amerikanische Bourgeosie, ihre Sitten und Ideologien, darüber hinaus auch gegen die gesamte westliche Bourgeoisie, die als dekadenzfördernde und todbringende Kraft in Erscheinung tritt.

AUF DEN SPUREN VON THORSTEIN VEBLEN

GUILLAUME FAYE

Gegen die Denkweise der Zahlenschieber und Politfunktionäre wird nur die dem Leben abgewonnene soziologische Wende zum Erfolg verhelfen. Veblen schöpft diese aus seiner naturbezogenen Herkunft, der die Volksgemeinschaft als selbstverständliche Entsprechung des kosmischen Gleichgewichtes gilt. Die zunehmend negative Entwicklung in allen Lebensbereichen hätte durch eine nach den Grundsätzen der Verantwortung für die soziale und natürliche Gemeinschaft ausgerichtete Weltanschauung zweifellos verhindert werden können!

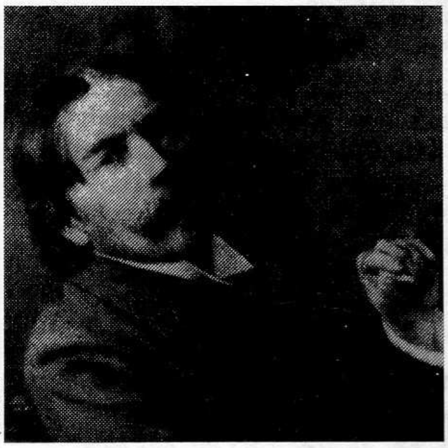
Man könnte ihn „Veblen, den Einsamen" nennen. Bei den westlichen Hochschulpersönlichkeiten unbeliebt, hinterließ der Volkswirtschaftler und Soziologe Thorstein Veblen ein denkwürdiges Werk, in dem Ökonomie, Soziologie, Anthropologie und Biologie, allen akademischen „Spezialisierungen" zum Trotz, miteinander verbunden sind. Sein in den USA zwischen 1899 und 1923 verfaßtes Werk wird heute langsam wiederentdeckt. Antiliberal und nichtmarxistisch geprägt, erinnert es in Methodik und Stil der Analysen an die deutsche Denkströmung der „Konservativen Revolution" sowie die französische ideologische Linie des von Hendrik de Man beeinflußten „Neosozialismus".

Raymond Aron schreibt über Veblen: „Von allen verkannten Soziologen ist Veblen der bekannteste (...) Typisch amerikanisch, in seinem - bei aller Grausamkeit der Analysen - unbeugsamen Optimismus, liefert Veblen keiner Denkschule, keiner politischen Partei leichte Argumente. Die „Neue Linke" wird dort möglicherweise den Ausdruck einer Stimmung

entdecken, die mit der ihrigen zusammenhängt. Veblen ist eine außergewöhnliche Persönlichkeit, ein einsamer, unter die Professoren geratener Wanderer, ein Nachkomme skandinavischer Bauern, der im Zeitalter der Industriebarone keine Heimat hat, - ein dem einfachen und freien Leben Nachtrauernder."
Als Sohn eines eingewanderten norwegischen Bauern bleibt Veblen von bäuerlich-handwerklichem Ideal geprägt, verachtet die bürgerliche Gekünsteltheit und verwirft eine Gesellschaft mit einem Wirtschaftssystem, welche mehr von der Finanz als von schöpferischer Tatkraft bestimmt werden.
Die persönlichen Erfahrungen Veblens, die seinen Themen Gehalt verliehen, waren nicht bloß geistiger Natur, nicht nur fiktiv wie bei Marx oder Proudhon, sondern vielmehr dem Leben selbst abgewonnen: er durchlebte den Kontrast zwischen der Erfahrung des freien Bauern, der arbeitet und sich die Hände schmutzig macht, und der Erkenntnis des weißhändigen „Bourgeois", der nicht durch seinen Fleiß Besitz erwirbt, sondern durch die Handhabung sozialer oder finanzieller Symbole nach Bereicherung trachtet.
In diesem Sinne unterscheidet sich die Veblens Gesamtwerk zu Grunde liegende Kritik an der liberalkapitalistischen Gesellschaft stark vom Marxismus: Sie wirkt zeitgemäßer, wenn auch weniger rigoros. Veblen ist dem gleichen Denkstil zuzuordnen, dem Proudhon, Sombart, Feder, Wagemann, Perroux u. a. angehören.
Sein Hauptwerk veröffentlichte Veblen im Alter von 42 Jahren: „The Theory of the Leisure Class" (dt. „Theorie der feinen Leute", 1958). Er verfaßte ferner zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze und Vorträge sowie Übersetzungen skandinavischer Sagen und tat sich im Jahre 1923 mit einer zweiten bedeutenden Schrift hervor: „Absentee Ownership and Business Enterprise in Recent Times: - The Case of Amerika", in der er neue, von Marxismus und Liberalismus abweichende sozioökonomische Begriffe entwickelte, die unter anderen Baudrillard *(Pour une critique de l'économie politique du signe,* 1978) aufgriff.
Veblens Denken ist zugleich 'radikal', antikapitalistisch (wenn auch mit dem Marxismus unvereinbar) und ökonomisch (dennoch frei von Ökonomismus). Es wurde durch den biologischen Evolutionismus und die historische Forschung gekennzeichnet, verwirft den sozialen Determinismus und weist dem menschlichen Irrationalismus erhebliche Bedeutung zu. Als solches kann dieses Denken eine durchaus brauchbare Grundlage und sehr nützliche Begriffe bieten. Nicht vertretbar ist aus unserer Sicht lediglich die politische und ideologische Richtung seiner Anschauungen, die von optimistischer Naivität und dem kindischen Pazifismus des lutherischen Amerika sowie von einem gewissen germano-skandinavischen ländlichen Idyllismus gekennzeichnet ist.

***

Der erfahrene Ausgangspunkt von Veblens Untersuchungen besteht in der technisch-ethischen Kritik an beweglichen Gütern (vor allem Wertpapieren) im amerikanischen Kapitalismus: der abwesende Eigentümer, die ohne Arbeit errichteten Reichtümer und die herrschende gesellschaftliche Abstraktheit der geldwirtschaftlichen Symbole. Im Gegensatz zum 'Bourgeois' Marx verachtet Veblen den Bauern nicht und ergibt sich nicht deterministischer Beschränktheit des emphatisch vergötterten 'Proletariats'. Veblen lehnt den intellektualistischen Gegensatz zwischen geistigem Großbürgertum und industriellem Lohnarbeitertum ab, der dem marxistischen Schema zu Grunde liegt. Dieses Schema war nach den Beobachtungen der ersten industriellen Revolution erarbeitet worden, traf allerdings in den USA des Zeitraumes 1900 - 1920 schon nicht mehr zu. Die ursprüngliche Klassentrennung sieht Veblen nicht zwischen den 'Kapitalisten' mit ihrem Privateigentum der Produktionsmittel und der gesamten industriellen Arbeitnehmerschaft, dem Proletariat, sondern vielmehr zwischen einer untätigen Klasse, die zum Teil aus kommerzialistischen Manipulatoren (den eigentlichen Kapitalisten) besteht und den arbeitenden Gruppen der Bevölkerung, gleichviel ob diese selbständig sind oder nicht. Diese Unterscheidung, die ebenfalls im Mittelpunkt der nationalrevolutionären Ideologie stand (vgl. u. a. Sorel und Jünger), wird den modernen - ob liberalen oder sozialistischen - Gesellschaftsformen viel eher gerecht als die herkömmlichen marxistischen Erklärungsversuche.

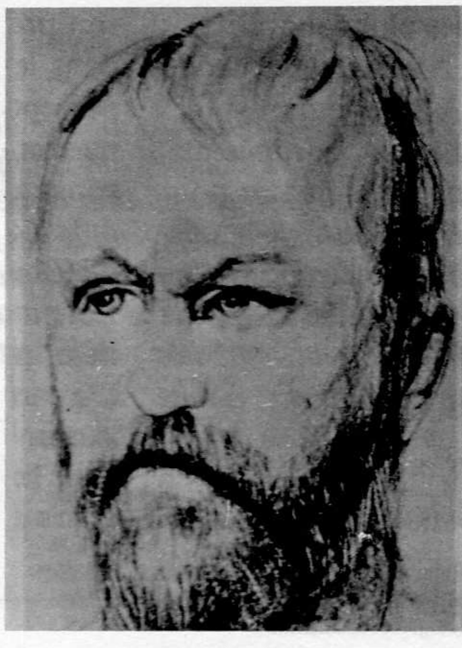


(Archiv)



(Archiv)

Als Sohn eines eingewanderten norwegischen Bauern verachtet Veblen die bürgerliche Gekünsteltheit und verwirft eine Gesellschaft mit einem Wirtschaftssystem, welche mehr von der Finanz als von schöpferischer Tatkraft bestimmt werden. Veblen (oben links) ist dem gleichen Denkstil zuzuordnen, dem Proudhon (unten links), Sombart, Feder, Wagemann, Perroux, Sorel (unten rechts) u. a. angehören.



(Archiv)

Veblens Ansicht nach ist Marx ein „romantischer Neuhegelianer", dessen Theorie des Klassenkampfes (als bewußter historischer Prozeß) den Einfluß der englischen Utilitaristen, allen voran Bentham und Ricardo, verrät. Dennoch unterstreicht Veblen zu Recht die positiven, wenn auch falsch designierten Grundbegriffe der marxistischen Arbeitswerttheorie. Indem der Marxismus im reellen Wert der Waren den vergegenständlichten Wert der zu ihrer Erzeugung benötigten menschlichen Arbeit (Wert = Arbeitskosten) sieht, nimmt er zweifelsohne eine Verflachung vor, die zu wirtschaftlicher Fehleinschätzung der Mehrwerttheorie führt; immerhin verschafft er der Gesellschaftsanalyse eine Ethik und ein begriffliches Instrumentarium, die aufschlußreicher sind als die von den liberalistischen Deutungen der Arbeit proklamierten.
Seit Ricardo fassen die 'Liberalen' Arbeit als eine undankbar-reizlose Plackerei *(irksomeness)* auf, der kein innerer Wert anhaftet. Der traditionelle Liberalismus, und in der Folge der Marginalismus (eine volkswirtschaftliche Theorie, die auf Grenzwerten und nicht auf absoluten Größen beruht) entwerten die menschliche Schaffenskraft, weil sie sich auf eine kommerzielle Berechnung der Freuden und Mühen stützen und somit die Arbeit lediglich als Werkzeug des Genusses und der Bereicherung deuten, ohne ihr einen inhärenten Wert einzuräumen.
Die liberale Strömung, die einen weitaus extremeren Standpunkt als der Marxismus einnimmt, läßt die Errungenschaften der Biologie, der Anthropologie und der Ethologie unberücksichtigt, die der Arbeit einen biologischen und kulturellen Status zuerkennen. Die auf dem Hedonismus gründende liberalökonomische Gesellschaft kann nur in eine ungeheure Krise der Arbeit einmünden. Die künftige Entwicklung der liberalkapitalistischen Sozietät wird Veblen Recht geben, der gleich Gehlen den Menschen eher als ein Wesen der Tätigkeit betrachtet, denn einen „homo oeconomicus", d. h. ein Wesen der ökonomischen Berechnung von Lust und Unlust.
Der Marxismus neigt demgegenüber dazu, die Arbeit zu verherrlichen, und Veblen honoriert dies, denn wie er sagt, sind die Produkte dieser Arbeit „das, was das Leben des Menschen bei seiner Entfaltung von sich gibt", denn sie „gehen aus dem mächtigen Lebensprozeß hervor". Diese Ablehnung des Hedonismus und



(Archiv)



Der erfahrene Ausgangspunkt von Veblens Untersuchungen besteht in der technisch-ethischen Kritik an beweglichen Gütern: Der abwesende Eigentümer, die ohne Arbeit errichteten Reichtümer. Im Gegensatz zum „Bourgeois" Marx verachtet Veblen den Bauern nicht. Rechts: Holzschnitt von Georg Sluyterman van Langeweyde.

des bürgerlichen Materialismus durch die marxistische Ideologie geht über in metaphysische Betrachtungen: man denke u. a. an die Thesen der Pauperisierung (Massenarmut), des Absterbens von Klassen und Staat und an die tausendjährige Herrschaft der dialektischen Vernunft.

***

Neben seiner Kritik am *homo oeconomicus,* die im Namen der biologischen Natur des Menschen erfolgt, legt Veblen den Grund zu einer Kritik der Nationalökonomie, wie sie die Industriestaaten betreiben. Dabei verschafft seine 'sozialistische' Sicht einen genaueren Einblick als der von zeitgenössischen Marxisten bezogene reduktionistische Standpunkt. Die Arbeiter aller Klassen und Berufe, ob Besitzer oder nicht, sind nach Veblens Empfinden der Herrschaft der Finanziers, der 'Zahlen und Zeichen-Manipulatoren' ausgeliefert, mögen diese nun privat oder bürokratisiert sein. Diese Analyse bezieht sich deutlich genug auf unsere Zivilisation und (sieht man von dem Begriff des 'Finanziers' ab, um nur den des müßigen, unproduktiven 'Manipulators' festzuhalten) auf die Regierungsformen sowohl des amerikanischen als auch des französischen, schwedischen oder sowjetischen Typus. Demnach richtet Veblen seine soziologische und ethische Kritik gegen die amerikanische Bourgeoisie, ihre Sitten und Ideologien, darüber hinaus auch gegen die gesamte westliche Bourgeoisie, die als dekadenzfördernde und todbringende Kraft in Erscheinung tritt.

Für Veblen untersteht das Wesen des Menschen dem biologischen Evolutionismus; eine Vielzahl von Trieben stoßen aufeinander. Die Diskrepanz zwischen dem Bauern und dem Yankee veranschaulicht den Gegensatz zwischen dem Werkinstinkt *(workmanship)* des 'Arbeitenden' und dem aggressiven, räuberischen Instinkt, der dem anderen entreißt, was er selbst nicht erzeugt hat. Die darin befindliche Zwiespältigkeit entspricht umso mehr der Wirklichkeit, als wir diese von der pazifistischen Konnotation befreien, die Veblen mit der Gleichstellung Räuber = Krieger und Finanz- bzw. Industriemagnat einbringt; im letzteren nämlich sieht er die moderne Form jenes raubenden Kriegers. Würden die Veblenschen Begriffe durch Ernst Jüngers Thesen ersetzt, so könnte man vielmehr den Typus eines Arbeiters (von dem sowohl der Werkinstinkt als auch der kriegerische Instinkt stammen würden) dem Typus eines Handel treibenden Räubers gegenüberstellen, mit dem der moderne Krieger allerdings nicht die geringste Ähnlichkeit hätte. Veblens pazifistische Perspektive umkehrend, vertreten wir den Standpunkt, daß der moderne nationale Krieger ebenso an der Sache seines Volkes arbeiten muß, wie sich der gewerbliche Hersteller unter dem modernen Blickwinkel eines Kriegers betrachten kann, der mit der Wirtschaft den Fortbestand und den Willen zur Macht seiner Gemeinschaft in der internationalen Ordnung fördert. Der kriegerische Trieb mochte tatsächlich in den präindustriellen Gesellschaften von jeglicher erzeugenden Pulsion oder Funktion getrennt sein, die moderne Welt hingegen zeichnet sich unserer Überzeugung nach durch die völlig neue und höchst furchtbare Möglichkeit aus, in ein und demselben psychologischen Gerüst die Typen des Arbeiters und des Kriegers miteinander zu verbinden. [1] Die bürgerliche Mentalität lehnt diese 'historische' Begegnung ab und erhält lieber die herkömmliche Unterscheidung aufrecht, damit sie zu ihren eigenen Gunsten einerseits die wirtschaftlichen Produktionstätigkeiten beherrschen kann, sowie andererseits die militärische Kraft zu steuern vermag, die sie lieber in den Dienst ihres Wohlstands-und Bereicherungsprojektes stellt, als in den des historischen und somit zwangsläufig kämpferischen Willens, eines Volkes.

Veblen, der die amerikanische Gesellschaftsform und die Ausbeutung der produktiven Kräfte durch eine müßige Geldaristokratie an den Pranger stellt, unterscheidet zwei psychologische Typen bei dem Einsatz von Wissen innerhalb des westlichen Wirtschaftssystems. Den ersten Typ stellen die Anhänger des utilitaristischen Denkens dar, die das System und seine materialistische und hedonistische Ideologie reproduzieren. Der zweite Typ gehört nicht zur kommerziellen Art und ist einer verheerenden Herrschaft ausgeliefert: es sind die Anhänger der 'freien Neugier' *(idle curiosity),* d. h. die Künstler, Erfinder, Investierenden und abenteuerlichen Persönlichkeiten. Ähnliche Unterscheidungen nehmen Arnold Gehlen und der Marxist Jürgen Habermas in der Soziologie vor. [2]

Nur eine freie Neugierde begünstigt die biologische Evolution; die liberale Zivilisation mit ihrem 'Gelddespotismus' führt dagegen zur Erstarrung.

Noch vor Gehlen bezeichnete Veblen den Menschen eher als einsatzfreudiges denn als berechnendes oder genießendes Wesen. Der Utilitarismus der Hochfinanz und der modernen Erzieher trägt, wie Lorenz es später aufzeigte, zur biologischen Blockierung der Kultur bei. Das wissenschaftliche Denken geht ebenso aus der freien Neugier wie aus der Rationalität hervor. Diese freie Neugier entfaltet sich in dem für die Entwicklung einer Kultur unerläßlichen Werkinstinkt.[3] Diesen Trieb definiert Veblen folgendermaßen: „Der Mensch ist als Produkt der natürlichen Auslese ein handelndes Wesen. Nach seiner eigenen Auffassung ist er der Ausgangspunkt einer sich entfaltenden, impulsiven, 'teleologischen' Aktivität." Für Veblen ist das angestrebte Ziel nicht hedonistisch, sondern altruistisch. Der Mensch ist in letzterem Falle „von der Freude an 'greifbaren' Ergebnissen besessen."

Der bedeutendste Aspekt von Veblens Denken ist, Klassenantagonismen durch allgemeine, umfassende Wiedersprüche zu ersetzen,

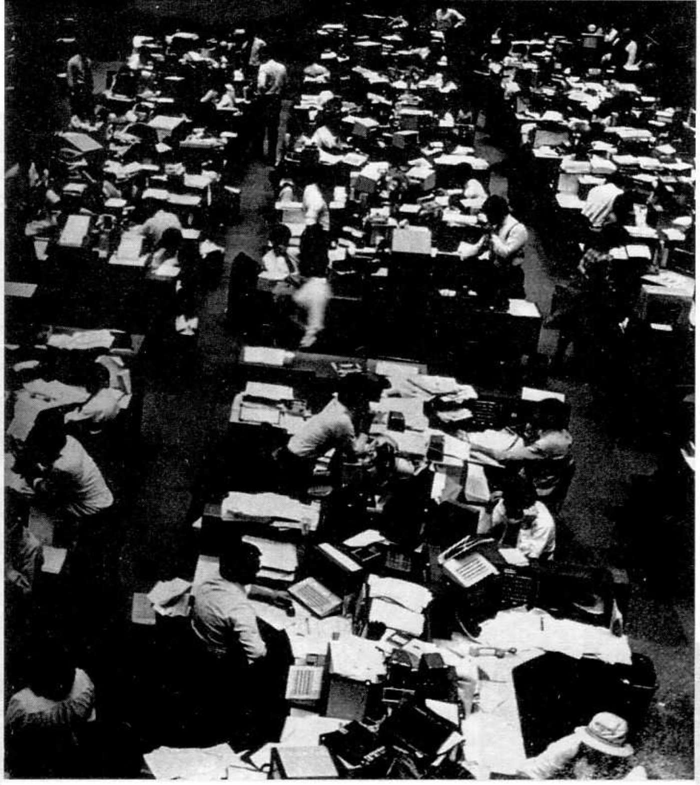


Foto: Yves Gellic

Bankzentrum. „Tradingroom“ v. Salomon Brothers, New York Plazza. Größte Investitionsbank der Welt, Treffpunkt der Weltfinanz. 2000 Mrd. Dollar an Wertpapieren werden im Jahresdurchschnitt gehandelt. Veblens zentrale These erklärt, daß die liberalkapitalistische Wirtschaftsform verurteilt werden muß, weil sie die „Nutznießung der gewerblichen Künste“ nicht etwa der Arbeit und Wissenschaft insgesamt erzeugenden Volksgemeinschaft verlieh, sondern der Finanztätigkeit der Wirtschaft. Diese setzt die Strategien fest und schöpft die Gewinne ab.

die durch alle Klassen hindurchgehen. Das „Proletariat“ wird nicht ausschließlich als 'werktätig' betrachtet, wenn Veblen die jenes vertretenden Gewerkschaften als geschäftemachende und raubende Einrichtungen anprangert. Die Besitzer und Gründer von Industrieunternehmen und Tätigkeitsbereichen werden ebenfalls vom 'Werkinstinkt' getrieben, während manche Beamte oft genug unter dem gleichen Blickwinkel wie die Spekulanten betrachtet werden können: als Parasiten, welche die Arbeit der anderen manipulieren, um dadurch die kollektive Schöpfungs- und Erfindungskraft zu ihren Gunsten abzubremsen. In der westlichen Wirtschaft tritt dieser Gegensatz zwischen der 'Geschäftswelt' im weitesten Sinne und der 'Welt der Industrie' deutlich hervor, wobei er wachsende Aktualität erlangt. Als einer der ersten erkannte Veblen die Sklerosengefahr, der die Industriegesellschaft durch den Nepotismus ausgesetzt ist, und warnte vor einer Industrie, die den Finanzeinrichtungen und -mechanismen unterworfen ist.

Veblens Analyse schließt sich übrigens an die des deutschen Theoretikers Feder an, dem zufolge die eigentliche Ausbeutung (im Rahmen des Liberalkapitalismus) ein Finanzkapital („Leihkapital“) gegen ein technisch-produktives („schöpferisches“) Kapital (Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehrswesen) stellt. Veblen war der Auffassung, daß dieser Gegensatz wesentlich treffender der Wirklichkeit entspricht als der abstrakte Antagonismus von 'Kapital' und 'Arbeit'. Er verurteilte in den Geldmengen der Finanzwelt „unbegründete Bereicherungen“ und stellte die Berechtigung der Bankstruktur liberaler Wirtschaftsformen in Frage. Die Finanzleute, vom kleinen 'Börsenjobber' bis zu diktatorischen Bankiers, „ergreifen von dem Besitz, was sie nicht erzeugen“. Summarische Analysen? Die tägliche Wirklichkeit bestätigt sie. Die Banken investieren heutzutage nur auf Grund ihrer eigenen Rentabilitätskriterien, die Ölgesellschaften fördern den Kursanstieg auf dem freien Markt, um ihre Dividenden zu maximieren, die Immobilienspekulanten überbieten sich in Grundstücks- und Gebäudepreisen, wobei sie eine Krise im Baugewerbe hervorrufen usw. Es mangelt nicht an Beispielen, die Veblens Behauptungen verifizieren. Darunter nicht zuletzt die Tatsache, daß Finanzkapital in die Produktion eingreift und somit die Beschäftigung einschränkt, um diese unterhalb eines Grenzwertes zu halten, oberhalb dessen das Gewinn- und Entscheidungsspektrum knapper ausfallen würde.

Das Finanzkapital (das durchaus dem Staate gehören kann, was Veblen nicht vermutet hatte) erhebt eine 'Abgabe' von der jeweiligen Volkswirtschaft; es bringt die Völker in ein Zeitalter der 'Geldkultur' *(pecuniary culture),* in der nichts unternommen werden kann, was nicht zuvor finanziell gemessen und der pseudorationalen Logik der alleinigen ökonomischen Rentabilität unterworfen wurde.

Mit seinen wirtschaftlichen Untersuchungen steht Veblen nichtmarxistischen, sozialistischen Bewegungen sehr nahe. Gleich Proudhon vertrat er die Ansicht, daß das Eigentum (in Form von Effekten, die den Besitz an Produktionsmitteln belegen) wohl einen Diebstahl darstellt, nicht aber in der metaphysischen und absoluten Bedeutung, zu der ein Liberalismus auf unsäglich alberne Weise jener berühmten Formel verhelfen wollte (jedes Eigentum, auch das eines Gegenstandes, sei an sich ein Diebstahl - was Proudhon niemals äußern wollte), sondern in einem ganz anderen Sinne, der folgendermaßen zu verstehen ist: in der liberalkapitalistischen Wirtschaftsform (und nicht zwangsläufig in jedem Wirtschaftssystem) trägt das Eigentum (als juristisch festgelegte finanzielle Nutznießung an den Produktions- und Dienstleistungsmitteln) historisch dazu bei, daß seine Besitzer sich bereichern, sich den Gewinn aus der Arbeit der Gemeinschaft und aus ihrem technischen Wissen aneignen können. In diesem Fall ist Eigentum tatsächlich eine Beraubung der Volksgemeinschaft. Es soll hier ausdrücklich betont werden, daß diese verhehlte Plünderung auch dann erfolgt, wenn der Staat der juristische Eigentümer ist, wie in sozialistischen Regierungsformen oder in den staatlichen Wirtschaftsbereichen der westlichen Länder; und das hatten weder Proudhon, noch Veblen, noch a fortiori Marx vorausgesehen. In diesem Falle beraubt ein verstaatlichter Wirtschaftssektor die Gemeinschaft dergestalt, wie private Eigentümer es täten. Das soll natürlich nicht heißen (wie jene Theoretiker zur Entkräftung der Proudhonschen oder Veblenschen Thesen es vorgaben), daß jedes industrielle (oder wirtschaftliche) Eigentum ein Diebstahl ist. Wir können auf Grund der Thesen dieser beiden Autoren sogar behaupten, daß das Besitzen einer Fabrik durch einen selbst werktätigen Arbeitgeber keine Spolation an sich ist, während der Führungsposten und die Pfründe, die einem an der Spitze einer 'nationalen' Finanz- oder Industriegruppe berufenen hohen Beamten zuerteilt wurden, de facto ein beraubendes Eigentum darstellen können, und zwar sogar ohne juristische Eigentumsurkunde.

Veblens zentrale These, der wir uns anschliessen, erklärt demnach, daß die liberalkapitalistische Wirtschaftsform verurteilt werden muß, weil sie die „Nutznießung der gewerblichen Künste“ nicht etwa der Arbeit und Wissenschaft insgesamt erzeugenden Volksgemeinschaft verlieh, sondern der Finanztätigkeit der Wirtschaft. Diese setzt die Strategien fest und schöpft die Gewinne ab. Eine gemeinschaftliche Ökonomie, so wie Veblen sie anregt, würde dagegen nicht zulassen, daß eine Minderheit „aus nichts etwas herausschlägt“ *(get something from nothing).* Die marxistische Auffassung des Sozialismus, die auf der überholten Vorstellung von dem ausbeutenden Privatbesitzer gründet, verliert dann an Überzeugungskraft, wenn die Führungskräfte nicht mehr mit den Privatunternehmern identisch sind und Proletarier nicht mehr der Inbegriff des Arbeiters ist. Die Veblensche (oder Proudhonsche) Auffassung des Sozialismus ist ihrerseits nach wie vor aktuell: die Gesamtheit der Produzenten wird von den Spekulanten (Kapitalinhabern, Bankiers, Werbefachleuten, Wirtschaftsfunktionären usw.) mehr beraubt als ausgebeutet.

Der Klassenkampf - um diese historische Erscheinung handelt es sich ja - bringt nicht Unternehmer und Arbeiter in eine vertikale Opposition, sondern stellt die Werktätigen (oder Produzenten) sowie die Schmarotzer gegeneinander; letztere können sowohl die unrechtmäßigen Unterstützungsempfänger, die falschen Arbeitslosen, die überflüssigen Zwischenhändler sein, als auch die privaten oder öffentlichen Geldspekulanten. Was die Tätigen betrifft - sie sind in allen Schichten und Positionen anzutreffen, vom Fabrikarbeiter bis zum Künstler, vom Unternehmer bis zum General.

Veblens Gesellschaftskritik ist von seiner Kritik an den wirtschaftlichen Einrichtungen offenbar nicht zu trennen. In den amerikanischen und westlichen Gesellschaften deckt er die gegenseitige Durchdringung des Ökonomischen und des Kulturellen auf und überwindet dadurch das Kausalschema: Infrastruktur/Superstruktur. Veblen spricht von einer begüterten Freizeitklasse *(leisure class),* um jenen Teil des Bürgertums zu bezeichnen, dem gemeinnützige Aktivität nichts mehr bedeutet; sein einziges Ziel besteht vielmehr darin, durch den Besitz und die Symbolisierung des Geldes eine Stellung einzunehmen, die sowohl durch soziale Überlegenheit (verbunden mit einer egalitären Ideologie als Kompensa-

tion) wie auch durch die Suche nach der (als Nicht-Arbeit und individualistischen Hedonismus aufgefaßten) Muße gekennzeichnet ist. Die zahlenmäßige Bedeutung dieser 'Freizeit-Klasse', die den Mittelstand ansteckt, gefährdet die davon betroffenen Völker. Zu Unrecht stellt Veblen die früheren Krieger- und Priesterkasten ebenfalls als „müßige Klassen" hin. Wir sind dagegen der Ansicht, daß kriegerische oder religiöse aristokratische Muße keineswegs die Ablehnung der Tätigkeit an sich (oder vom 'Wesen der Arbeit') sowie die Verweigerung des altruistischen Beitrags bedeutet, kontrastierend zu dem was die Lebensauffassung dieser modernen Freizeit-Klasse offenbart.

In seiner Analyse unterstreicht Veblen die Unechtheit dieser Klasse. Das Geld und der Konsum bilden seines Erachtens eine soziale Symbolik. Diese neigt dazu, das Geld (den Signifikanten) zu verdecken, um gleisnerisch Erfolg und Überlegenheit darzustellen, die indes nicht kollektiven Verdiensten und Leistungen entstammen, sondern aus dem Sumpfe von Machenschaften gesellschaftlicher Manipulation, Spekulation und Parasitentum emporwuchern.

Veblen spricht in diesem Zusammenhang von der 'augenfälligen' bzw. 'demonstrativen Verschwendung' *(conspicuous waste)*, „die auf den Konsum einen unmittelbaren Zwang ausübt". Er fügt hinzu: „Unter der selektiven Wirkung des Gesetzes von der demonstrativen Verschwendung entsteht ein System anerkannter Konsumnormen, dessen Sinn darin besteht, den Verbraucher bei seinem Konsum von Gütern, von Zeit und Mühe auf einem bestimmten Ausgaben-und Verschwendungsniveau festzulegen..." Dabei gerät das Prinzip der 'demonstrativen Verschwendung' mit anderen Verhaltensnormen in Konflikt, die sich nicht in erster Linie auf die 'finanzielle Ehre' beziehen, die aber unmittelbar oder zufällig eine beträchtliche wirtschaftliche Bedeutung besitzen. So kann das Gesetz der 'ehrenvollen Verschwendung' das Pflichtgefühl, den Schönheitssinn, den Sinn für Zweckmäßigkeit, das religiöse Empfinden und schließlich auch den wissenschaftlichen Wahrheitsbegriff beeinflussen." Veblen legt damit die einzelnen Formen der Einwirkung des ökonomischen Stils auf die Kultur bloß; indem sie ausgeben und konsumieren, bringen die Einzelwesen ebenso wie die Gruppen Werte an den Tag. Diese demonstrative Verschwendung stellt an sich keine tadelnswerte Erscheinung dar. Veblen äußert sich ausführlich über ihre Bedeutung bei den „frommen Ausgaben" der religiösen Kulte. Der demonstrative Konsum wird erst dann pathologisch, wenn er individuelle Formen annimmt und bei einer wahrhaft fanatischen Intensität schließlich mit dem Endzweck des einzelnen Daseins übereinstimmt, wie es heute vorwiegend im Mittelstand der Fall ist. Die Existenz hat dann kein anderes Ziel, als sich gesellschaftlich als 'Freizeit-Klasse' zur Schau zu stellen - durch den symbolischen Wert der sogenannten 'Standingwaren' und -ausgaben.

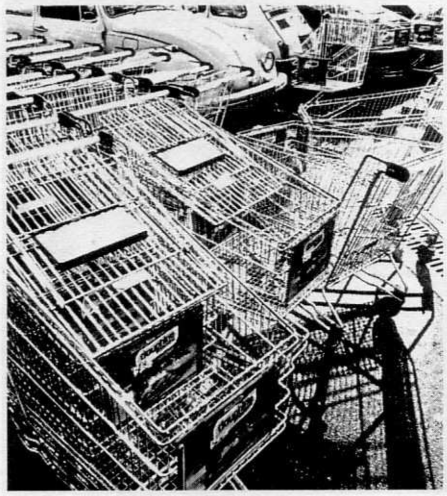
Bei diesem Vorgang heftet das Kleinbürgertum den Blick auf die echte Freizeitklasse; die Mimesis fördernd, bestärkt und erweitert letztere das wirtschaftliche und soziale System der liberalkapitalistischen Gesellschaft, aus der sie Vorteile gewinnt. Über ihre offenkundige Oberflächlichkeit hinaus nehmen die Moden demnach in unserer Gesellschaft eine ideologisch und politisch bedeutendere Funktion ein als alle politischen Ansprachen und Propaganda.

Die 'demonstrative Verschwendung' trägt ebenfalls dazu bei, jede Sozialethik zu tilgen. „Der Dieb oder Schwindler", schreibt Veblen, „der durch seine Untaten großen Reichtum erworben hat, entgeht einer strengen Bestrafung mit viel größerer Wahrscheinlichkeit als der kleine Dieb, wenn er seine Beute wohlerzogen verschwendet. Das Signifikat des Geldes bewirkt sehr häufig, daß Parasiten oder Schufte in der Gesellschaft Fuß fassen können. Der für heilig befundene Reichtum wird vor allem um des Prestiges willen hochgeschätzt, das man seinerseits durch demonstrativen Konsum erwirbt."

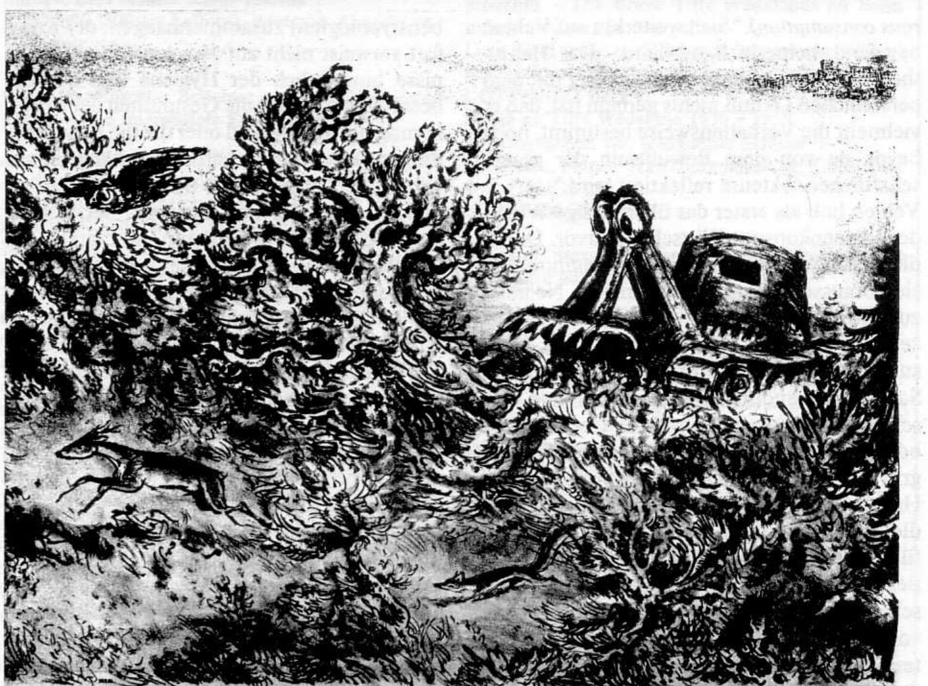
Um ihre Überlegenheit zu behaupten, greifen die herrschenden Gesellschaftsgruppen auf die verführerische Anziehungskraft des Konsums und des Lebensstils zurück. Der faszinierte Mittelstand, sofern er sie nachzuahmen trachtet, stellt das System nicht in Frage, wodurch der Massenkonsum, das Fundament der liberalkapitalistischen Wirtschaft, fortbestehen kann, auch wenn er nicht physiologischen Bedürfnissen entspricht. Daher der ständige Modewechsel und die Verwandlungen des Lebensstils, welche die herrschenden Klassen vornehmen, sobald der Mittelstand sie gehorsam nachgeäfft hat.

Jean Baudrillard bezieht sich in seiner hervorragenden Schrift *(Pour une critique de l'économie politique du signe)* weitgehend auf Veblens Thesen. Baudrillard schreibt: „Veblen zeigt auf, daß die untergebenen Klassen nicht nur bestimmt sind zu arbeiten und zu erzeugen; sie sollen gleichzeitig den Rang oder 'standing' des Herrn zur Schau tragen." Das gilt insbesondere für die Rolle der Frauen im Bürgertum: „wie einst das Dienstpersonal sollen die 'entzückenden Dummerchen' im gleichen Maße wie die häuslichen Gegenstände den Erfolg ihres Herrn, besser gesprochen, ihres 'Besitzers' bezeugen. Es handelt sich hierbei um den stellvertretenden Konsum *(vica-*

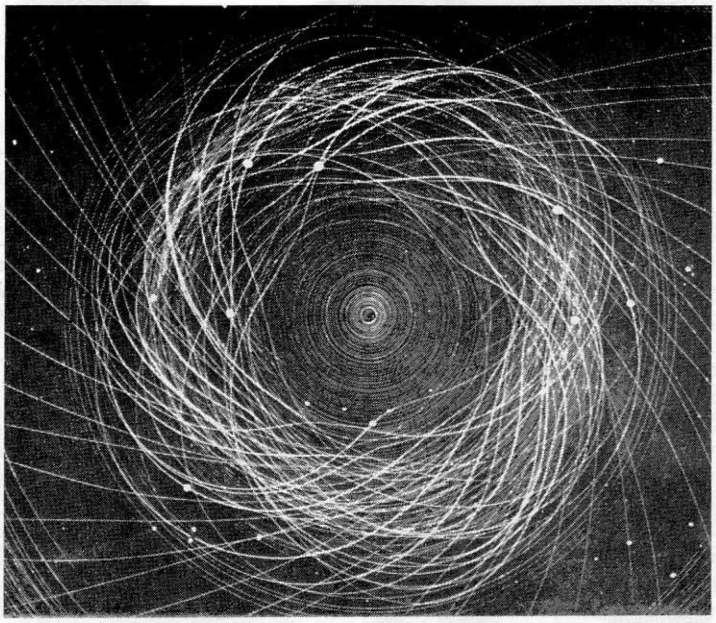
Jean Baudrillard (unten rechts) bezieht sich in seiner hervorragenden Schrift (Pour une critique de l'économie du signe) weitgehend auf Veblens Thesen: „Das Haupttheorem des Konsums ist, daß dieser mit dem persönlichen Genuß nichts gemein hat, daß er vielmehr die Verhaltensweise bestimmt, noch bevor sie von dem Bewußtsein der gesellschaftlichen Akteure reflektiert wird". Unten: Der Fortschritt, A. Paul Weber, 1963.

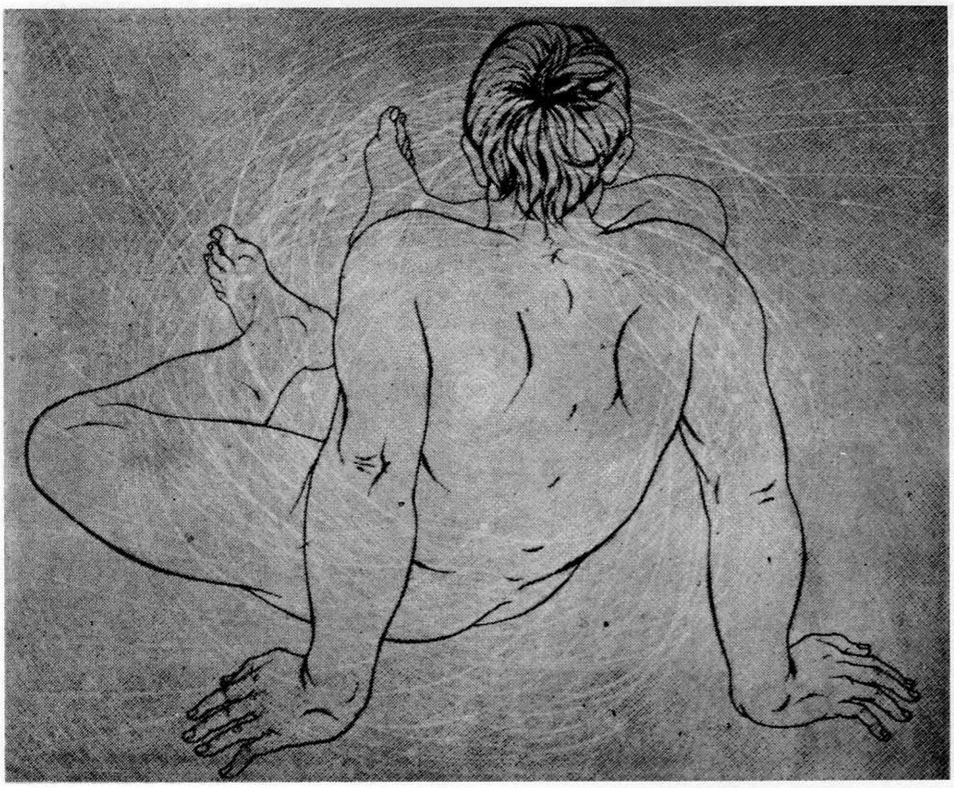






Die westliche Gesellschaft, die trotz ihres krankhaften Gigantismus in den vereinsamenden Fanatismus einer vergötterten Warenwelt zurückgezogen ist, schreitet, von der Masse ihrer Waren hypnotisiert, auf die Prüfungen zu, denen die Geschichte unnachgiebig alle Völker unterzieht. Veblens Lehre verkündet, daß sich hinter dieser „Schlaf-Gesellschaft" möglicherweise noch Völker befinden, deren Lebensinstinkte bereit sind, erneut in die Geschichte zu stürmen.





Pierre-Y. Trémois: L'homme aux atomes, 1970.

rous consumption)." Sich weiterhin auf Veblen berufend, bemerkt Baudrillard: „Das Haupttheorem des Konsums ist, daß dieser mit dem persönlichen Genuß nichts gemein hat, daß er vielmehr die Verhaltensweise bestimmt, noch bevor sie von dem Bewußtsein der gesellschaftlichen Akteure reflektiert wird."

Veblen hob als erster das überflüssige Wesen der Massenkonsum-Wirtschaft hervor. Durch die Verschwendung *(wasteful expenditure),* die sie voraussetzt, und die allgemeine Neigung zum Müßiggang *(waste of time),* die sie erzeugt, heiligt die liberalkapitalistische Konsumgesellschaft eine Moral der Zeit- und Sachverschwendung. Die 'demonstrative Verschwendung' (einst auf sakrale Gegenstände oder das städtebauliche Dekorum beschränkt) griff auf die Gegenstände des Alltags und des Haushaltes über; dieses führte dazu, die über die 'gesellschaftliche Rangordnung' durchgeführten Untersuchungen auf Grund der materiellen Zeichen zu verschärfen. Die Gesellschaft wird dann hyper-materialistisch und von ständigen sozialen Kontroversen erschüttert, die mit einem allgemeinen Festhalten an den 'standings of living' (den materiellen Lebenstypologien) zusammenhängen: der Komfort verweist nicht auf zweckmäßige Verhältnisse hinsichtlich der Hygiene und der Lebensfreiheit, die für die Gesundheit der Bevölkerung notwendig sind oder die die Lebensbedingungen der wirtschaftlich Abhängigen zu verbessern vermögen; er umfaßt vielmehr einen gesellschaftlichen Zustand, der sich in dem Besitz von wie Erkennungsmarken gehandhabten Waren erschöpft und in der Verwirklichung jener (durch die Konditionierung der Werbung verstärkten) Trugbilder seinen Ausdruck findet. In der liberalkapitalistischen Wirtschaftsform wird man mit gesundheitsschädlichen Lebensbedingungen und -rhythmen konfrontiert (vor allem im Bereich der Ernährung), gleichwohl aber ebenso mit Zeichen des Reichtums: Autos, verschiedene technische Geräte usw.

Veblens eingehende Analyse der amerikanischen Industriegesellschaft des beginnenden Jahrhunderts, die zur Geburtsstätte und zum Vorbild der westlichen Konsumgesellschaften wurde, ermöglicht es, den diesen Gesellschaften zu Grunde liegenden Widerspruch zu erfassen. Baudrillard zufolge stellt er „eine vornehme Moral der Muße und eine puritanische 'Ethik der Arbeit'" gegenüber, oder gemäß Daniel Bells Formulierung (in: *die Zukunft der westlichen Welt,* 1976) eine auf der Nichtarbeit gründende 'kontestierende' Kultur und eine wirtschaftliche und soziale Gliederung zweckmäßiger Arbeit. Genauer gesagt erzeugen diese auf Produktivität der Arbeit und ihrer Rationalisierung beruhenden Gesellschaftsformen gerade den Überfluß, der aus dieser Leistungsfähigkeit hervorgeht, eine Ideologie und 'Physiologie' der Muße und der Tätigkeitsverweigerung. Der individuelle Wohlstand als Ergebnis der gemeinschaftlichen Arbeit untergräbt mit anderen Worten die Fundamente der letzteren.

Das dramatische Wesen der westlichen Gesellschaft, zu dessen Erfassung die Untersuchungen von Veblen und später von Baudrillard wesentlich beigetragen haben, gründet nicht in jener sozialen Zurschaustellung (beim Warenkonsum). Eine solche soziale Zurschaustellung (Veblen zeigt es an den religiösen Praktiken) hat schon immer bestanden, der Besitz von Reichtümern kann in geringem Maße als kulturelle Darstellung gelten. Das Drama liegt darin, daß diese Zurschaustellung durch den Konsum zunehmend zum einzigen sozialen Zusammenspiel, zur einzigen Lebenspraxis wird. Von da an entpersönlichen sich die Individuen zu Gunsten der Zeichen, deren Träger sie wurden, um die Gesellschaft büßt jede Historizität ein; sie wird reine Darstellung und hört auf, 'Vermittlung' zu sein. Warum wir von Drama sprechen? Im Gegensatz zur Tragödie sind sich die Handlungsträger des Dramas ihres Mißgeschickes nicht bewußt...

Die westliche Gesellschaft, die sich trotz ihres krankhaften Gigantismus in den vereinsamenden Fanatismus einer vergötterten Warenwelt zurückgezogen hat, schreitet, von der Masse ihrer Waren hypnotisiert, auf die Prüfungen zu, denen die Geschichte unnachgiebig alle Völker unterzieht. Sie schreitet dorthin mit der Hellsichtigkeit eines Nachtwandlers. Veblens Lehre kündet auch davon, daß sich hinter dieser 'Schlaf-Gesellschaft' möglicherweise noch Völker befinden, deren Lebens-, Schaffens-und Kampfinstinkte bereit sind, um (wenn erst die Möglichkeit jeglicher Tatenlosigkeit und jeglichen 'Preudokonsums' abgewehrt ist) endlich ihre wahre Größe zu entfalten und angesichts der wiederentdeckten Gegnerschaft erneut in die Geschichte zu stürmen. ■

1 *Diese Thesen verfechten Sombart, Wagemann, Jünger, Heidegger, Lenin und Lukacs; für sie können die schöpferischen Leistungen keinem friedlichen Zivilisationsprojekt dienen; sie entstehen vielmehr auf endogene Weise aus dem kämpferischen Drang eines Volkes zu einem historischen Vorhaben, das immer wieder auf Hindernisse stößt.*

2 *In der ökonomischen Ideologie befindet sich die eigentliche Trennungslinie unseres Erachtens nicht zwischen Marxisten und Nicht-Marxisten, sondern zwischen Anhängern eines Verhaltensrealismus im Dienste (Liberale und Marxisten umfassende) hedonistischer Gesellschaftsvorstellungen und demgegenüber Verfechtern einer voluntaristischen und irrationalistischen Anschauung des sozialen Verhaltens im Dienste eines revolutionären und politischen Projekts - viele Marxisten gehören übrigens zu dieser zweiten Kategorie.*

3 *Dieser Werkinstinkt ist mit dem verwandt, was Heidegger als „Poesie" bezeichnete.*

Buchspiegel

Wandern wie ein Kämpfer in der Wildnis

H. D. Thoreau, bekannt durch seine radikale ‚Naturbibel' „Walden oder Leben in den Wäldern", bringt in vorliegendem Buche wieder sehr eigenwillige Gedanken, die gleichsam von der bloßen Tätigkeit des Gehens in alle Lebensbereiche ‚wandern'. Breitesten Raum nimmt dabei seine Überzeugung ein, daß das „Wilde", die ungebändigte Bewegungsenergie der Naturseele, als unabdingbare Ur-Entsprechung unserer Neigung zu zivilisierter, gezähmter Bequemlichkeit beigeordnet sein muß, soll eine Kultur, ein Volk, ja: die Menschheit nicht zu Grunde gehen. „Vom Wandern" überschreitet damit den beschränkten Bereich der Wanderschaft, um den müden Beinen wachen Geist zuzugesellen.

Der Text, um 1860 entstanden, enthält neben wenigen Seiten heute eher unangenehm berührenden amerikanischen Pioniergeistes überraschende, geradezu hellsichtige Beschreibungen unserer ‚verbauten', technischen Welt. Wertvolle Denkanstöße zum (vorerst) persönlichen ‚Auswandern' aus unseren zivilisierten Sackgassen finden sich hier reichlich.

Der Thoreau-Text „Walkin", 1862 posthum veröffentlicht, erscheint hier erstmals in deutscher Übertragung! Weitere Bände sind in Vorbereitung („Radikales Leben", Band 2, für Herbst 1987).

HENRY DAVID THOREAU, Vom Wandern
1. Band der Reihe „Henry David Thoreau – Ausgewählte Schriften in deutschen Erstausgaben", übertragen von Heiner Feldhoff, traditionelle Herstellung in Handarbeit, 128 Seiten im wertvollen Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, Schutzumschlag, 20,–DM, im Verlag von Burkhart Weecke, Horn am Externsteine.

**TOD
– was ist dein
Sinn
?**

In diesem Buch geht es weder um den Vorgang des Sterbens, noch um »Erlebnisse« vom »Überleben des Todes« oder um Bräuche für das Todesgeschehen. Die Autorin geht vielmehr der Frage nach, die sich jeder Mensch wohl einmal stellt: Was ist der Sinn des Todes? Hierzu breitet sie die Antworten verschiedenster Religionen und Kulturkreise (u. a. Islam, Buddhismus, Christentum, ägyptisches Altertum) aus und zeigt, welche Vorstellungen der die Neuzeit beherrschende Materialismus und die mit großer Werbekraft von den USA her verbreitete »Leben nach dem Tod«-Bewegung sich vom Tode machen.

Die wirkliche Überraschung aber bilden die Antworten ganz eigenständig denkender Menschen, die sich durch alle Jahrhunderte und in allen Nationen Europas auf erstaunliche Weise gleichen wie die Blätter eines Baumes. Jeder Leser wird in diesem vielfarbigen Fächer der Todesvorstellungen seine eigene wiedererkennen oder als Suchender Hinweise auf einen Weg finden, der ihm Trost und Vertrauen gibt.

Die Autorin: Sigrid Hunke, Dr. phil., wurde in Kiel geboren, studierte in Kiel, Freiburg und Berlin Philosophie, Systematische und Vergleichende Religionswissenschaft, Völkerpsychologie, Germanistik und Mittelalterliche Geschichte u. a. bei Heidegger, Hartmann, Spranger. Lebt seit 1950 mit ihrer Familie in Bonn und ist Mitarbeiterin von „Elemente".

SIGRID HUNKE
Tod – was ist dein Sinn?
164 Seiten, geb. DM 28,– Verlag Günther Neske
ISBN 378850286 X

Eine umfassende Biographie des Feldherrn und Staatsmannes Julius Caesar, die an wesentlichen Punkten das noch heute geltende Bild von Caesars historischer Größe korrigiert. Das Buch ist zugleich ein höchst aufschlußreiches Lehrstück über Bedeutung, Technik und Grenzen politischer Macht. Christian Meier, einer der bekanntesten Althistoriker Deutschlands, wurde 1929 in Stolp in Pommern geboren. Er habilitierte sich in Frankfurt und lehrt heute in München Alte Geschichte.

CHRISTIAN MEIER: „Caesar"
Mit einem Nachwort zur Taschenbuchausgabe
DM 19,80
dtv geschichte, ISBN 3-423-10524-0

Die Dritte Welt als europäische Herausforderung

Dieses Buch ist ein Angriff! Der Verfasser wendet sich streitbar mit zwingender Logik und ruhiger Sicherheit gegen die abgründige Ideologie der Menschenrechte, um der zielstrebig untergrabenen Selbständigkeit der Völker wieder Gehör zu verschaffen. Endlich! möchte man ausrufen. Längst spürte Jeder, der von den Meinungsmachern nicht gesteuert wird, wie verlogen und falsch, wie imperialistisch die Eine-Welt-Politik auch und gerade in Bezug auf die „Entwicklungsländer" ist. Hier nun wird ohne Zweideutigkeit der Weg gezeigt, welcher über den Untergang eines Zeitalters führt, das seine sklavenhalterischen Leitbilder in der vereinheitlichenden Weltgesellschaft, der Vernichtung jeder kulturellen Verwurzelung, dem Kampf gegen die Verschiedenartigkeit der Lebensäußerungen sah und immer noch sieht. Die Abwehr dieser tödlichen Ideologie ist, sinnreich genug, in Fragen der Dritten Welt (wie auch in anderen Bereichen) der schon mehrfach bezeichnete *dritte Weg*. Gilt es doch auch hier, den west-östlichen Brüdern in all ihren offenen oder versteckten Kontrollinstanzen entschieden entgegenzuwirken – ein neues Europa aber, als Reich der Mitte mit dementsprechendem Selbstbewußtsein, könnte in diesem Sinn die wirkliche Freiheit der Völker gewährleisten. Denn die Belange der Dritten Welt zu verteidigen, heißt nichts anderes, als für die Blockfreiheit der Völker einzutreten, d. h. aber auch, mit der fixen Idee eines unbedingten Vorranges der Wirtschaft gegenüber allen anderen Gewichtigkeiten des Lebens zu brechen. Die Zukunft bedarf zu ihrer Gestaltung neuer Ausrichtungen der Arbeitskraft und Kampfbereitschaft, was in vorliegendem Werk schlüssig gezeigt wird. Dieses Buch nennen wir freimütig die bisher scharfsinnigste Darstellung der afrikanischen Zustände und Entwicklungen.

ALAIN DE BENOIST,
Europe, tiers monde: même combat
Paris 1986 (Robert Laffont), deutsche Ausgabe in Vorbereitung.

Rodin, der Künstler, belichtet von Rodin, dem Fotografen – eine unerwartete Entdeckung.

Auguste Rodin (1840 – 1917) der »Michelangelo der Jahrhundertwende«, einer der größten Bildhauer aller Zeiten und zugleich einer der wenigen, der das Lebensgefühl der Zeit in ewig gültige Formen zu gießen verstand – gibt es von ihm noch etwas zu zeigen, das nicht alle Welt längst kennt?

Es hört sich wie eine Kriminalgeschichte an, aber es ist tatsächlich ein glücklicher Fund wissenschaftlicher Archivarbeit: Das Rodin-Museum (Paris) hat in den letzten Jahren Briefe und vor allem Bilder entdeckt, die von verschiedenen Fotografen mit Unterstützung und unter Anleitung des Künstlers entstanden und dann Jahrzehnte verschollen waren.

Rodin besprach nicht nur jede Aufnahme mit den Fotografen, sondern bearbeitete später auch die Platten und die Fotoabzüge eigenhändig, die Bilder selbst wurden so unter seinen Händen zu Kunstwerken. Mit Hilfe der Kamera konnte er seine Theorien anschaulich untermauern.

Und auch jeder Fotograf wird erstaunt Blatt um Blatt umwenden. Was vom heutigen Standpunkt aus wie technische Unvollkommenheit aussehen mag, ist oft genug Absicht des Künstlers. Lange vor allen Berufsretuscheuren experimentierte und veränderte Rodin die Abzüge so, wie es ihm richtig schien, um eine bestimmte, von ihm gewollte Wirkung zu erzielen.

So entstand ein Buch, das längst Bekanntes in eben jenem Licht und in jener Perspektive zeigt, auf die der Künstler Wert legte. Eine selten schöne Auswahl aus den mehr als 7000 Fotos läßt ganz neue Rückschlüsse auf den großen Bildhauer zu.

HÉLÈNE PINET: Rodin
Der Bildhauer im Licht seiner Fotografen
Aus dem Französischen übersetzt von Bettina Aldor, 192 Seiten, 160 Abb. Leinen mit Schutzumschlag, Klett-Cotta
78,– DM/ÖS 608,–
ISBN 3-608-76191-8

Über vierhundert Briefe aus dem noch unveröffentlichten Nachlaß Gottfried Benns.

Mit den Briefen an die Schauspielerin Tilly Wedekind liegt nun der fünfte Band der Editionsfolge vor, die dem noch unveröffentlichten Nachlaß Gottfried Benns gewidmet ist. Dokumentieren die in drei Bänden erschienenen Briefe an F. W. Oelze den ganzen Umfang des Benn'schen Denkens, und ist der Briefwechsel mit Paul Hindemith ein Dialog über die Kunst, ein Werkstattgespräch – so begegnet uns in der vorliegenden Sammlung ein sehr persönlicher, ein privater Dr. Benn; der scheue Außenseiter erscheint als homme à femme, der er immer auch gewesen ist.

Im Frühjahr 1930 setzt der Austausch von Billets und Botschaften zwischen beiden Berliner Wohnungen ein. Von 1935 an gehen fast täglich Briefe aus dem als unerträglich provinziell empfundenen Hannover in die geliebte Stadt; sie geben Einblicke in Benns Alltag zwischen Wohnungssuche und Lektüre, Offiziersabenden und mehrmals in der Woche stattfindenden Kinobesuchen.

Benns faszinierender Stil bleibt spürbar bis den Visitenkarten-Gruß.

Die Spannung zwischen liebender Vertrautheit und Verweigerung, zwischen sorgender Teilnahme und jederzeit möglichem Rückzug hinter die »Mauer aus Hieroglyphen« ist stets anwesend in den Relikten dieses Verhältnisses, das lange Jahre hindurch eine Liebesbeziehung war. Die Heirat Benns im Januar '38 und die Wirren der Kriegsjahre bewirkten, daß der Briefwechsel, der 1946 wieder aufgenommen und mit großen Abständen bis zu Benns Tod fortgesetzt wurde, die Intensität seines Beginns nicht mehr erreichte. – Die Briefe Tilly Wedekinds an Benn müssen als verschollen gelten.

Dem Band ist ein ausführlicher Anmerkungsteil und ein Nachwort der Herausgeberin beigefügt.

GOTTFRIED BENN:
Briefe an Tilly Wedekind 1930 – 1955
Herausgegeben von Marguerite Schüler
419 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, Klett-Cotta
48,– DM/ÖS 374,–
ISBN 3-608-95320-5

Die drei Standardwerke über die künstlerischen Techniken und ihre Geschichte

Walter Koschatzky, Direktor der weltberühmten Graphischen Sammlung Albertina in Wien, erläutert in profunder Sachkenntnis die Begriffe Graphik, Zeichnung und Aquarell, geht ausführlich auf die entsprechenden Techniken ein und gibt zu jeder dieser Künste einen historischen Überblick mit zahlreichen Beispielen. Großzügig illustriert, ist dieses dreibändige Werk unentbehrliches Handbuch und eine Sammlung schönster Werke der Weltkunst zugleich.

WALTER KOSCHATZKY:
„Die Kunst der Graphik",
„Die Kunst der Zeichnung",
„Die Kunst des Aquarells".
Dreibändige Kassettenausgabe
DM 45,–, dtv, ISBN 3-423-02892-0



Spiralgalaxie im großen Bären. Hale Observatorien, 1950.

RALF KONECKIS

HIMMELSKUNDE IN ALTEUROPA

(Teil I)

Himmelskunde und Hochkultur

Zu Beginn unseres Jahrhunderts, als die zeitgenössische Ur- und Frühgeschichte himmelskundlich ausgerichtete Steinsetzungen der Stein- und Bronzezeit, wie z. B. Stonehenge und die südbretonischen Steinreihen, noch dergestalt beschrieb: „Das Gesamtbild, ..., ist das einer großartigen Anlage für den Totenkult." (Carl Schuchhardt, Alteuropa, 1944, 5. Aufl., [1918], S. 82), sie demnach als Totenkultanlage mißdeutete, obwohl damals die heimische Bauernschaft, heutzutage völlig verunsichert, auf die himmelskundlichen Bezüge aufmerksam machte, - da stellte F. K. Ginzel sein heute noch maßgebendes Werk zusammen (Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, Leipzig, Bd. I [1906], Bd. II [1911], Bd. III [1914]) und vermerkt darin (Bd. I, S. 58): „Viele der sogenannten Naturvölker zeigen uns in der Gegenwart noch die Anfangszustände im Zeitrechnungswesen. Je tiefer sie in der Kultur stehen, desto weniger ausgebildet ist bei ihnen irgendeine Teilung der Zeit."

Zur Jahrhundertwende, als die Hieroglyphen der Ägypter (J. F. Champollion) und die Keilschrift (G. F. Grotefend) entziffert wurden, ergaben sich daraus Belege für eine in jenen Bereichen schon früh hoch entwickelte Himmelskunde, sehr wahrscheinlich bereits um 3.000 v.d.Z. Da für diesen Zeitraum nichts Vergleichbares in Europa entdeckt wurde, fielen die Versuche und Ausführungen über eine frühgeschichtliche *europäische* Himmelskunde sehr dürftig aus.

In jener für Europa so ungünstigen Zeit gewann der Fachmann Ginzel, wie oben angeführt, den Eindruck, daß die höhere Himmelskunde als unabdingbare Voraussetzung für eine Hochkultur zu verstehen ist. Genauso wie es als Faustregel in der Ur- und Frühgeschichte gilt, daß die tiefer liegenden Bodenschichten, sofern sie ungestört sind, älter sein müssen, als die Kulturgüter in den oberen Bodenschichten, so gilt ebenso, daß nur dann von einer Hochkultur gesprochen werden kann, wenn in dem betreffenden Zeitraum eine *höhere Himmelskunde* ausgeübt wurde. Dies ist sehr wahrscheinlich für Ägypten und das Zweistromland der Zeit um 3.000 v. d.Z. anzunehmen, in Teilbereichen auch schon belegt. [1]

Was ist aber, wenn, wie neuere Forschungen immer wahrscheinlicher machen, alteuropäische Steinreihen und andere Anlagen,

- erstens, wesentlich älter sind,
- zweitens, auf Grund ihrer Anordnung, als (Beobachtungs-) Anlage für die höhere Himmelskunde nahezu unerkannt und daher, nahezu zwingend, genauso als gültiger Beleg für eine ausgebildete höhere Himmelskunde aufgefaßt werden müssen, wie die meist schriftlichen Belege aus den morgenländischen Kulturbereichen?[2]

Träfe dies zu, wäre damit allerdings der Archäologie, einer noch recht jungen Wissenschaft, eine der Hauptstützen ihrer Erkenntnisgewinnung genommen. Der größte Teil übergreifender Darstellungen verlöre seine Richtigkeit und müßte fortschrittlichen Auffassungen, insbesondere in der Hochschullehre, weichen.[3]

Eines scheint auf Grund der Erfahrungen des Verfassers sicher: Die notwendigen Änderungen in der Ur- und Frühgeschichte werden sehr wahrscheinlich nicht durch die offizielle Gelehrtenschaft herbeizuführen sein, sondern müssen maßgeblich von sach- und fachkundigen „Außenseitern" erzwungen werden. Möge doch niemand glauben, daß der im 18. und 19. Jahrhundert zu recht bekämpfte Gelehrtendünkel heute verschwunden sei. Er kleidet sich nur in ein anderes Gewand, sperrt sich aber ebenso unnötig gegen die Gültigkeit neuer Erkenntnisse.[4]

Der ursprüngliche Aufbau des Mythus

Das Verständnis für die alten großen Erzäh-

lungen der Völker ist uns heute fast völlig verlorengegangen. Für die einen sind diese Überlieferungen bloß unverbindliche (Lügen-)Geschichten, die in heutiger Zeit nur noch Unterhaltungswert hätten; andere verrennen sich in geschichtsträchtigen Einzelheiten, die einem „mittelalterlichen“ Mythus in der Regel eingewebt sind; und wieder andere verkulten den Mythus in erschreckend sinnentstellender Art und Weise.[5]

Dabei liegt der Aufbau des „mittelalterlichen“ Mythus in der „Formâli“ vor, dem Vorwort der sogenannten „Snorra Edda“, die von dem nordischen Gelehrten Snorri Sturluson (1179 - 1241) aufgezeichnet wurde.

Dort heißt es zu Beginn:

„Almâttigr guo skapadi î uphafi himin ok jǫro ok alle pâ hluti, er peim fylgja, ...

Pat sama spurou peir af gǫmlum fraendum sînum, at sioan er talio vâru morg mundruo vetra, pâ var en sama jǫro ok sôl ok himintungl, en gangr himintungla var ôjafn; âttu sum lengra gang en sum skemra. Af pvîlîkum hlutum grunaoi pâ, at nǫkkurr myndi vera stjôrnari himintunglanna, sâ er stilla myndi gang beira at vilja sînum, ok myndi sâ vera rîkr mjǫk ok mâttigr, ok pess vaentu peir, ef hann rêdi fyrir hǫfuoskepnunum, at hann myndi ok fyrr verit hafa en himintunglin, ok pat sâ peir, ef hann raeor gangi himintungla, at hann myni râoa skini sôlar okk dǫgg loptsins ok âvexti jardarinnar, ...“

Zu deutsch (Übersetzung des Verfassers):

„Allmächtiger Goth schaffte im „Ober-Meer“ [Bildhafter Ausdruck für „Urstoff“]

Himmel und Erde und alle Teile, die daraus folgten, ...

... Und ebenfalls erfuhren sie [die Menschen] von ihren alten Freunden [Verwandten], daß (sodann) erzählt worden ist, seit vielen hundert Wintern [Jahren], da war dieselbe Erde und Sonne und Gestirne [Wandelsterne = wörtl.: ‚himin-tungla‘ n., ‚Himmels-Zungen‘]. Und der Gang der „Himmelszungen“ war verschieden; einige hatten einen längeren Gang und einige einen kürzeren. Auf Grund dieser Teile vermuteten sie, daß irgendein Steuerer der „Himmelszungen“ (da) sein müsse, der ihren Gang stillen [ordnen] müsse, so nach seinem Willen, und dieser müßte sehr reich und mächtig sein, und dies wähnten sie, falls er „regiert“ vor den Haupt(er)schaffungen, daß er auch vor den „Himmelszungen“ (da) gewesen sein müsse, und sie sahen, falls er den Gang der „Himmelszungen“ räte [bestimmte], so müsse er (auch) raten [bestimmen] den Schein der Sonne und den Tau der Luft und das Wachstum der Erde, ...“

Wer also die „Himmelszungen“ (Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn) steuert, der bestimmt auch das irdische Geschehen. Während der Gang der Wandelsterne ohne Einfluß des Menschen verläuft, erlaubt das irdische Geschehen menschliche Einflußnahme in zweifacher Weise:

- als geschichtsträchtige Tat,
- als Überlieferung der geschichtsträchtigen Tat.

Der Mythus ist demnach Himmelskunde im Skelett, Geschichte im Fleisch, formgebendes Bild in der Gestalt.

Sofern der Mythus durch Kulturschändung oder fehlerhafte Abschriften nicht bereits gebrochen ist, sind in ihm stets diese drei Teile, zumindest in der „mittelalterlichen“ Form, miteinander kunstvoll verwoben[6]:

- Der himmlische/himmelskundliche Teil,
- der geschichtliche Teil,
- der formgebende Bilderteil.

Volksmärchen und Sagen sind häufig nichts anderes als Splitter, Mosaikstückchen der großen Mythen. Entscheidend für das Verständnis des Mythus ist die Erkenntnis, daß eine Verfremdung der „höheren Himmelskunde“ oft durch das Bild einer „göttlichen Kraft als Steuermann“ gegeben ist!

Demnach müßten sich in der Regel himmlische Geschichten als Bilder einer „höheren Himmelskunde“ erweisen.

Mit dieser unvoreingenommenen Einstellung zum Mythus wollen wir versuchen, ein neues (will sagen: das ursprüngliche) Verständnis vom Mythus wiederzugewinnen.[7]

Himmelskunde in der „Snorra Edda“

a) Formâli

Der nordische Gelehrte Snorri Sturluson (1179 - 1241) hat uns die sogenannte „Snorra Edda“, auch „Jüngere Edda“ genannt, hinterlassen. Sie besteht aus vier mehr oder weniger vollständigen mittelalterlichen bzw. neuzeitlichen *Abschriften*. Eine kritische Ausgabe des altwestnordischen Textes finden wir bei Holtsmark (o. J., Einleitung 1950) und als „Texte-Übersetzung-Kommentar“ bei Gottfried Lorenz (1984) unter der Überschrift „Gylfaginning“, einer *späteren* Bezeichnung des *ersten* Teiles der „Snorra Edda“. Die Bedeutung des Wortes wird mit „Verblendung“ angegeben. Nach Ansicht des Verfassers steckt in diesem Wort gyl-faginning eher ‚gylla‘ (vergolden), ‚fagr‘ (schön) und ‚ginn‘ (sehr groß bzw. hoch). Die Bedeutung wäre dann: „Vergoldete große Schönheit“. Da in ‚fagr‘ unsere „Fuge“ und das „Gefüge“ steckt (was sich fügt ist schön), läßt sich auch übersetzen: „Vergoldetes hohes Gefüge“.

Sternbilder, die von der Sonne besucht werden, vergolden sich einmal im Jahr. Und die Vergoldung ist aus der Sicht der höheren Himmelskunde nichts anderes, als daß ein Sternbild zu einer bestimmten Jahreszeit im Tierkreis erscheint. „Das vergoldete hohe Gefüge“ meint demnach die von der Sonne besuchten Sternbilder (Tierkreiszeichen) als Grundlage für das himmlische Gefüge, wozu auch die fünf Wandelsterne (‚himin-tunglan‘, Mz. = ‚Himmels-Zungen‘) und der glockenartige (nördliche) Himmelsbau zu zählen sind, einschließlich der schildförmigen Himmelsmitte ‚Gimlê‘ ([Stern-]Glimmer).

Bemerkenswert ist Zweierlei:

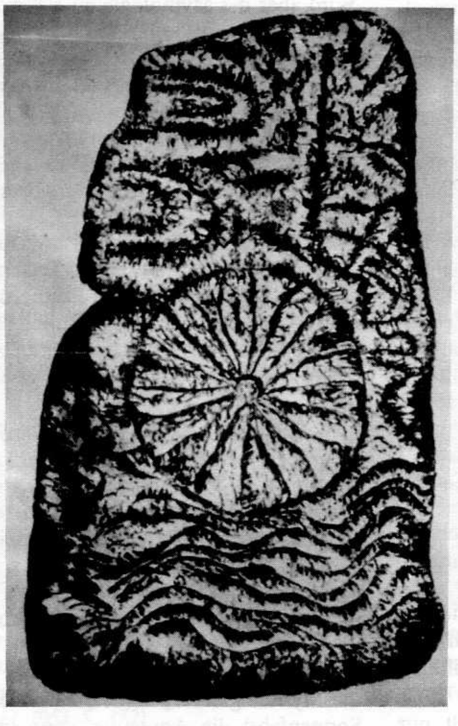
- Zum Einen, daß das Vorwort, Formâli, sowohl in den ersten Übersetzungen der 20er Jahre (z. B. in der „Thule-Reihe“ des Diederichs-Verlages) als auch bis vor wenigen Jahren noch *gänzlich in deutsch fehlte!*
- Zum Anderen, daß wir in der kritischen Kommentierung von Lorenz zwar von allen möglichen Bemerkungen einzelner „Fachleute“ etwas erfahren, die sich grob gesehen in zwei bis drei Richtungen ordnen lassen, nichts aber vom *wirklich* wesentlichen Gehalt des Stoffes.

Der unbefangene Leser sieht den Urtext von einem Geflecht unterschiedlichster Ansichten und Einwände so überwuchert, daß er den wahren Wert der „Snorra Edda“ überhaupt nicht erkennen *kann!*

Obwohl an zahlreichen Stellen *ausdrücklich* himmelskundliche Bezüge dargestellt werden, kam bisher kein Fachmann auf die Idee, planmäßig diese himmelskundlichen Hinweise aufzuzeigen. Auf das „Skelett der ‚Snorra Edda‘“ (in seiner Gänze bereits im formâli vorgezeichnet) ist bisher, zumindest in der offiziellen Fachwissenschaft, noch niemand gestoßen.

Nicht, daß dies von vornherein ungeheuer schwierig wäre, denn wesentliche Vorarbeiten sind z. B. schon von Frobenius, Drews, Stauff usw. (um nur einige herauszugreifen) geleistet worden, sondern offenbar, weil die derzeitige „offizielle Nordistik“, entweder in der Verständnisfrage überfordert ist, oder aber kein wirkliches Anliegen verspürt, die von ihr „behüteten“ Texte dem Sinne nach verstehen zu lernen bzw. dem wißbegierigen Landsmann verständlich zu machen. Zur Zeit wird in der Nordistik tatsächlich „sinn-los“ geforscht: Texte werden sprachwissenschaftlich klar übersetzt, aber nicht verstanden! [8]

Abb. 1



Im abgedeckten Gang von „Petit Mont“ finden wir neben einem 12-speichigen (himmlische Längengrade?) auch ein 18-speichiges Rad. Im Querschnitt ergibt sich eine (räumlich gedachte) Breitengradeinteilung von „Neun Heimen“ 18 Abschnitte. Vermutlich bildet das Rad das Himmelszelt, der verdickte Mittelpunkt die Erde. Der Eingang des Ganges liegt in Richtung SO, der Wintersonnenwende zu (aus: Association Archéologique KERGAL, Locmariaquer, 1981, Fontenay-Le-Fleury).

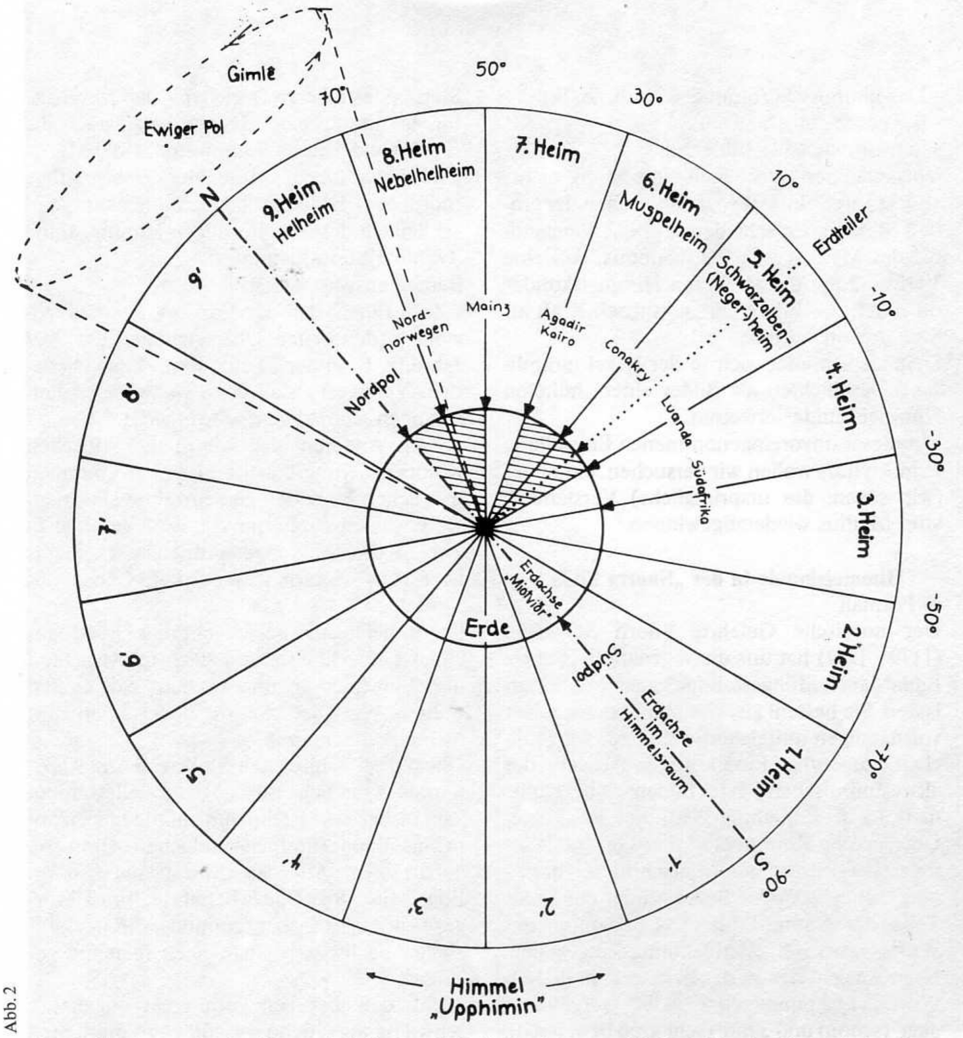


Abb. 2

In der Zeichnung ist der Himmel als Rad und die Erde als innerer Kreis, beides im Querschnitt, dargestellt. Die „Neun Heime" sind als Breitengradringe von je 20° Umfang anzusehen, die sowohl einen Teil der Erdkruste, als auch den entsprechenden Himmelsabschnitt erfassen können. Im Querschnitt zeigen die neun (räumlich gedachten) Breitengradringe einen Kreis mit 18 Abschnitten. „Gimlê", der „(Stern-)Glimmer, entspricht fast dem Neunten Heim „Up(p)-heimr" (‚Ober-Heim', ‚Himmel').

Lorenz drückt treffend den augenblicklichen Stand der Forschung in seiner Einleitung aus (S. 1): „Die ‚Snorra Edda' aus den Teilen ‚Gylfaginning', ‚Skâldskaparmâl' und ‚Hâttatal' bestehend, ist ein bedeutendes Werk der hochmittelalterlichen Literatur Islands; an der Entstehung dieses Werkes, dessen Originalhandschrift verlorengegangen ist, hatte der isländische Gelehrte, Dichter und Politiker Snorri Sturluson erheblichen Anteil. - Dieser Satz bringt nahezu alles auf einen Nenner, was in der Forschung unbestritten ist."

Bevor wir unsere Überlegungen vertiefen, sei der große Vordenker, Leo Frobenius (1873-1938), in einigen seiner Grundgedanken zu Rate gezogen (aus: Das Zeitalter des Sonnengottes, Reimer, Berlin, 1904):
S. 27: „1. Als älteste Form der Geschichtenbildung müssen wir die einfachen Naturschilderungen und die in Geschichtenform konzentrierte *Anhäufung der Naturerfahrung* bezeichnen.
S. 26: 1. Als jüngste Stufe der Geschichtenbildung ist das Bestreben zu bezeichnen, alten Geschichten eine Moralsentenz anzufügen.
2. Als eine ältere Stufe charakterisiert sich das Bestreben, in altererbte Geschichten Naturerklärungen einzufügen.
37/38: Desgleichen müssen entsprechend den höheren und niederen Kulturen auch verschiedenartige Typen der Mythenumbildung in den Vordergrund treten.
Der animalistisch-solare Typus erzählt nur Tiergeschichten, Sonne, Mond und Sterne sind zu Tieren geworden, ...
Die kosmologisch-solare Weltanschauung wird von den eigentlichen älteren Kulturvölkern getragen. Ein großartiges Kalenderwesen steht im Vordergrunde.
Wird aber die Mythologie zu einem heiligen Priestergeheimnis oder löst sich dieselbe histologisch in epischer Form auf, so sinkt die Mythologie als Märchenwelt in den Volksschoß, ...
S. 33: Alle Kenner der Naturvölkermythologie stellen fest, daß die Naturvölker niemals historische Ereignisse in ihren Mythen wiedergeben.
In der Tat geht von einem historischen Ereignis niemals eine Mythe aus. Treten historische Persönlichkeiten in der Erinnerung eines Volkes stark hervor, dann nehmen sie sofort einen mythologischen Charakter an und werden mit der Erzählung der viel älteren Mythenbildung bekleidet.
S. 35: Die Geschichten, die die Menschen zu so großartiger Gedächtnisstärke erzogen haben, müssen einerseits noch durch ständige Befruchtung des Gedächtnisses am Leben erhalten worden sein. Und da komme ich eben darauf, wohin ja jede Erkenntnis in zehnjähriger Arbeit am Stoffe geführt hat, daß es nämlich in der Natur kein so großartiges Schauspiel gibt, wie Sonnenauf und - untergang und Nachtgröße... Hat sich hier wirklich die Mythologie ausgebildet, war wirklich die Sonnenfahrt die Anregung, dann verstehen wir auch die Erhaltung der Mythologien durch die vielen Jahrtausende bis auf unsere Zeit."
Mit diesen treffenden Erkenntnissen und klar durchdachten Grundsätzen hat uns Leo Frobenius bereits 1904 die Mittel zum wahren Verständnis der (uns im Mittelalter aufgezeichneten) Mythen an die Hand gegeben.
Wir können damit z. B. die umstrittene Stelle in Abschnitt 3 der „Snorra Edda" ohne ideologische Bocksprünge verstehen und die älteren von den jüngeren Schichten unterscheiden:
„Ok skulo allir menn lifa peir er rêtt eru sioaoir ok vera meo honum siâlfum par sem heitir Gimlê eoa Vingôlf, en vândir menn fara til Heliar ok paoan [î Ni] flhel, pat er dior î enn nîunda heim."

Zu deutsch (Übersetzung des Verfassers):
„Und alle Menschen sollen leben, die rechtens sind, die späteren, und mit ihm selber sein, da, wo es Gimlê oder Vingôlf heißt, und die verrückten Menschen fahren zur Hel [sterben] und (kommen) sodann in Nebelhel, das ist nieder im neunten Heim."
Genau wie Platon (427 - 347 v. d. Z.) rund 1.500 Jahre zuvor, scheidet Snorri die rechtschaffenen von den verrückten Seelen. [9] Die rechtschaffenen sind bei ihm, beim „Gestirnesteuerer" selber, in Gimlê oder Vingôlf, die verrückten Seelen „sterben ab" und stürzen nieder ins neunte Heim, das ist Nebel-Hel.
„Neu", aber ebenfalls schriftlich belegt schon rund 1.500 Jahre vorher bei Plato, ist die „Moralsentenz" (s. Frobenius) als *jüngere* Mythenumbildung. Alt dagegen sind die Mythenbilder und -bildungen selber, die der moralischen Umbildung als „Kleider" dienten.
Als Mythenbilder werden entliehen „Gimlê", und „Vingôlf" als erklärender, damit *jüngerer* Zusatz (s. Lorenz, Anmerk. 26, S. 99), das ist der Ort, an dem der Gestirnesteuerer/„er"/„Gott" selber zu finden ist, und „Nebelhelheim", das ist das (dar-)niederliegende „Neunte Heim".
Ziehen wir die vielleicht von Snorri Sturluson selbst eingefügten Moralitäten ab, so bleiben als „uralte" Mythenbildung übrig:
- der Ort, an dem der Gestirnesteuerer/„er"/„Gott" selber sitzt und der Gimlê bzw. Vingôlf genannt wird;
- der Ort, niederliegend als „Neuntes Heim", Nebelhelheim genannt, welcher offenbar Gimlê *gegenüber* liegt, nämlich nicht oben im Himmel, sondern tief unten im „neunten Heim".
Für das Verständnis der ältesten Mythenbilder ist jetzt zu fragen, wo bei einer einfachen Naturschilderung wohl derjenige Ort zu finden wäre, von dem aus sämtliche Gestirne, Sonne, Mond und Wandelsterne, gesteuert zu werden scheinen: Und wo liegt das dagegen ausgerichtete, tiefliegende Nebel-Hel-Heim, das „Neunte Heim"?
Jeder, der über mehrere Nächte und Tage hinweg das himmlische Schauspiel des Gestirnlaufes ungestört beobachten konnte, wird bald nach eigener Anschauung „Gimlê", den Ort der Gestirnesteuerung, selbst ausfindig machen können. Alle Gestirne drehen sich um die Himmelsmitte, die sehr nahe am heutigen Nordstern liegt.
Die Himmelsmitte ist das Abbild der *Erdachse* am Himmelszelt. Da die Erde wie ein Kreisel eiert, beschreibt auch das himmlische Abbild der Erdachse eine Kreiselbewegung, die kaum bemerkt, aber doch unmittelbar als kleiner

Ausschnitt nach 36 Jahren gesehen werden kann. Dann beträgt der Wanderweg rund 2/5 Mondscheiben, d. s. rund 12 Bogenminuten.

In 90 Jahren wandert die Himmelsmitte um eine Mond- bzw. Sonnenscheibe, das sind 30 Bogenminuten oder 0,5°. Insgesamt beträgt die Kreiselbewegung der Himmelsmitte 288 Mondscheiben oder 144°(!) im Umfang, das sind in Jahren 288 x 90 J = 25.920 Jahre. In 25.920 Jahren schneidet die langsam kreiselnde Himmelsmitte einen sternbesäten Kreis von rund 288 Mondscheiben Umfang heraus. Diese sternbesäte nördliche Polplatte bzw. das engere Umfeld der gegenwärtigen Himmelsmitte ist allem Anschein nach mit „Gimlê" bezeichnet worden, das heute am besten mit „(Stern-)Glimmer" zu übersetzen ist, der „um die Himmelsmitte rankt" bzw. als „nördliche Polplatte".

In einer älteren Übersetzung wird „Gimlê" zu recht als „Edelsteindach" von ‚gim' n. (‚Gemme', ‚Edelstein', ‚Feuer') hergeleitet, dem wir nur noch „sternern" hinzuzufügen haben (Lorenz, Anmerk. 25, S. 98).

„Gimlê" wird auch als „Gim-hlê" (‚Feuer-Schutz') übersetzt und beschrieben. Diese Bedeutung muß aber dem dichterisch schönen Sinnbild der (nördlichen) himmlischen Polplatte als „(Stern-)Glimmer" oder „(sternernes) Edelsteindach" gar nicht widersprechen. Einmal ergibt sich das aus der durchaus geläufigen Zusammenschau zwischen ‚gim' (‚Gemme', Edelstein') und ‚Feuer'. Wir sprechen bildhaft ja auch heute noch vom „Feuer eines Diamanten".

Zum zweiten ist zu bedenken, wie die *einfache Naturerfahrung* lehrt, daß die Sonne tagsüber alle Sternbilder überstrahlt, und daß diejenigen Sternbilder, die *unmittelbar* von der Sonne besucht werden (Tierkreiszeichen), dem Sonnenfeuer voll ausgesetzt „verbrennen", während die an den Polen liegenden Sternbilder auf Grund der Sonnenhelligkeit zwar verschwinden, aber nicht verbrennen können, es also berechtigt ist, die Himmelsmitte als vor dem Sonnenfeuer geschützte Stelle des Himmelszeltes zu bezeichnen.

Demnach ergänzen sich die erschlossenen (scheinbar widersprüchlichen) Bedeutungen für „Gimlê" als
- (Sternen-)Glimmer,
- feuer-geschützter (Sternen-)Glimmer,
je nachdem, ob ich die Himmelsmitte bei Tag *oder* Nacht sehe.

So vereinigt das Wort „Gimlê", als (nördliche) Himmelszeltkuppe, sprachlich zwei unterschiedliche Ansichten der nördlichen Himmelsmitte.

Darüber hinaus, das sei an dieser Stelle eingefügt, müssen wir stets berücksichtigen, daß die altererbten Mythenbilder auch für andere, *ähnliche* Erscheinungen oder im übertragenen (religiösen) Sinne verwendet wurden und werden. Der Gelehrtenstreit ist ja nur dadurch begründet, daß mit einer *heute* üblich gewordenen „Entweder-oder-Logik", die damals in Bezug auf den Mythus überhaupt nicht vorhanden war, „Erkenntnisse" über den Mythus gesammelt werden, die letztendlich keine solchen sind, sondern nur fach- und formalwissenschaftliches Getöse (ohne damit den Fleiß und die Aufrichtigkeit einzelner Gelehrten schmälern zu wollen).

Das „logische Gebäude" im Mythus erscheint als ordnende Kraft eines Snorri Sturluson, verstärkt im Formâli und in der folgenden Rahmenhandlung hervortretend, die weniger Handlung denn Bild ist. Ansonsten erscheint er - ähnlich den 600 Jahre später wirkenden Gebrüdern Grimm - eher als Sammler und Bewahrer der unterschiedlich gebrauchten, damals im Nordischen noch greifbaren Mythenbilder.

Deshalb finden wir auf der anderen Seite auch *verschiedene* Bezeichnungen für *ein* und *dieselbe* Erscheinung, je nachdem, *welche* Blickrichtung deutlich hervortreten soll.

Z. B. wird die Erdachse bezeichnet als:
- ‚Allfað r' m. (‚Allvater', ‚Allursache', „Allmächtiger"),
- ‚Mundilfoeri' n. (‚Hand-[und]-Fuß-Fahrt'),
- ‚Miotvior' m. (‚Maßbaum').

Der himmlische und irdische Teil der Erdachse erscheint als gegenteilige Einheit:
- ‚Gimlê' (‚Glimmer') und ‚Nifelhelheim' m. (‚Nebelhelheim'),
- ‚Oðinn' m. („Odin"') und ‚Jorðinn' f. (‚Gerda').

Daß die Erdachse als „Vater aller Dinge" bezeichnet wird, ist einleuchtend, wenn wir uns das Formâli anschauen. „Hand und Fuß" sind uralte Sinnbilder für „Mond und Sonne", was sich bis in die Bronze- und Steinzeit, in Europa teilweise bis in die Altsteinzeit (Höhlenbilder), zurückverfolgen läßt. Zur Erdachse als „Maßbaum" verfolgen wir den weiter unten beschriebenen Weg. Betrachte ich aber die Erdachse nicht als Stab, der das All zusammenhält, sondern das „Oben und Unten" daran, so ergibt sich die Gegensätzlichkeit von „Himmel und Erde", die sich in „(Stern-)Glimmer" und „Nebelhelheim" oder, vermenschlicht, in Himmelsvater „Odin" und Erdenmutter „Gerda" äußert, um nur zwei Beispiele herauszugreifen.

Jetzt zur Erdachse als Maßbaum: In dem auch von Snorri Sturluson herangezogenen Gedicht aus der „Lieder-Edda", der sog. Vǫluspâ, steht der Maßbaum in Zusammenhang mit den auf den ersten Blick rätselhaft erscheinenden „Neun Heimen", von denen das neunte der Himmelshöhe Gimlê *gegenüber* liegt:

„Nio mank heima
nio ivioior,
Miotvio moeran
fyr mold neoan,"

Zu deutsch (Übersetzung des Verfassers):
„Neun Heime kenn' ich, neun Innenweiten (darin),
Der mächtige Maßbaum (steht) davor nieder im Erdreich,"

Wie lassen sich die „Neun Heime" mit den neun (gleichen) Abständen (ivi ir m., Mz.) der Erdachse (dem Maßbaum) so anfügen, daß sie *davor* innerhalb des Erdreiches (‚mold' f. = ‚Mulde', ‚Erde') zusammentreffen?

Eine Zeichnung aus der südbretonischen *Jungsteinzeit* und die beigegebene Skizze verdeutlichen uns dies (Abb. 1 und 2).

Die „Neun Heime" mit den neun (gleichen) Abständen darin entpuppen sich demnach als eine *Breitengradeinteilung* der Erde und gleicherweise des Himmels! Da die nordischen Seefahrervölker, bis weit ins Mittelalter hinein, ihre Karten mit Norden *unten* und Süden *oben* (also umgekehrt wie heute), kennzeichneten, so wird verständlich, daß das erste Heim im Süden („oben") und das letzte, neunte Heim im Norden („unten") zu suchen ist.

Wenn der Bogen vom himmlischen und irdischen Südpol bis zum himmlischen und irdischen Nordpol gespannt 180° ergibt, so besteht die Innenweite (ivi ir m., Mz.) eines einzelnen irdischen *oder* himmlischen Heimes 20 Grad (180° : 9 = 20°). Stecken wir vom irdischen Nordpol 20° ab, so finden wir, daß das neunte Heim, Nebel-Hel-Heim, genau das Gebiet zwischen Arktis und den gitterähnlichen Inseln der Lofoten in Nordnorwegen umfaßt; und das ist genau derjenige Bereich, wo warmer Golfstrom und polare Kaltströme aufeinandertreffen und das *irdische* Nebel-Hel-Heim schaffen.

Dieselben 20° wie für ein Heim auf Erden lassen sich auch im Himmel abgreifen. 20° entsprechen rund 40 Monddurchmessern, die als Halbmesser fast denselben sternbesäten Kreis in der Himmelsmitte herausschneiden, der unserem Gimlê entspricht.

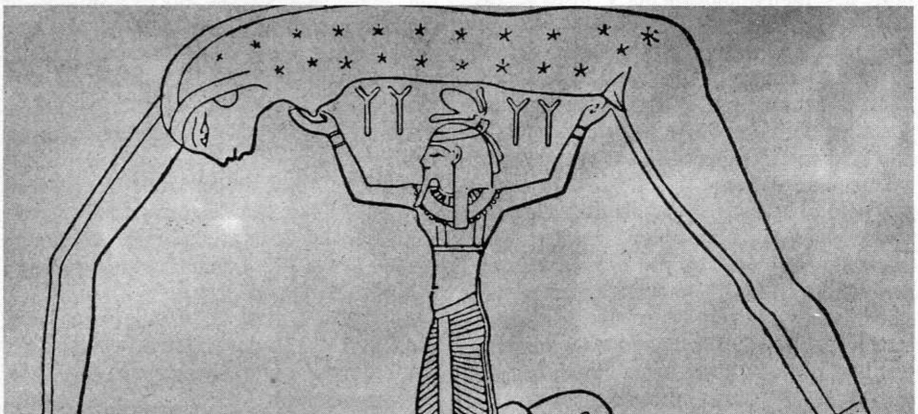


Abb. 3

Der Himmel, als Göttin Nut, wird von Schu gestützt. Schu steht inmitten der Erde, dem Gott Geb. Diese altägyptische Darstellung des Schu entspricht der natürlichen Beobachtung der Erdachse, die ebenfalls mitten durch die Erde geht und bis in die Himmelsmitte reicht (aus: Julius Schwabe, Archetyp und Tierkreis, Basel, 1951, S. 372).



Der Schild vom „Reiterstein von Hornhausen bei Halle" (um 700 n. d. Z.) ist in 6 gleiche Abschnitte eingeteilt. Die Abstände des Randes entsprechen dem Halbmesser des Schildes. Die Drehrichtung verläuft im Uhrzeigersinn, „mit der Sonne Lauf, von links nach rechts" (Aus: R. Koneckis, „Sonne, Mond und Stein", Erster Bericht, Verlag der Manufactur, Horn 1985, S. 27.)

Nach Abzug der Moralitäten und erklärenden Zusätze liegen die altererbten Mythenbilder folglich *nicht* nebelhaft kultisch, sondern klar und deutlich als Zusammenschau eines reichhaltigen ganzheitlichen Wissens vor unseren Augen.

Mit eigenen Worten können wir widergeben, daß die „guten Seelen" (so wie die Burschen noch vor wenigen Jahren den Maibaum hinaufkletterten) die Erdachse entlang hochsteigen oder schweben, bis sie ins Himmelreich „zu ihm selber", dem Gestirnesteuerer, gelangen, dort wo es Gimlê heißt. - Die „verrückten Seelen" bleiben unten am Boden der Erdachse, dort, wo es Nebel-Hel-Heim heißt, wo sie als Wiedergänger der neunten Welt gelegentlich herumspuken.

Von Deutschland aus gesehen liegen *beide* Seelenorte im Norden, mit dem Unterschied, daß Gimlê oben im nördlichen Himmel, Nebel-Hel-Heim dagegen unten, auf der nördlichen Erde, der Arktis, liegt - und beide Seelenorte liegen im Maßbaum der V lospâ verankert.

Gleichzeitig wird jetzt verständlicher, warum unseren Ahnen der Norden, so oder so, als geheiligte Richtung galt, in der vor der Christianisierung die Hauptbestattungsrichtung lag.[10]

Die bis heute erhalten gebliebene nordische Vorstellung, daß ein „Heim" sowohl einen Teil der Erdkruste (Heimat) als auch gleichermaßen einen Abschnitt des sternbesäten Himmelszeltes bedeutet, ist von den Fachleuten der Nordistik, die sich, in die Irre geleitet, verständnislos wichtigen Teilen der Texte verschließen, bis in die Gegenwart nicht beachtet worden, obwohl noch heute im Sprachgebrauch *beide* Verständnismöglichkeiten verwendet werden und jedermann geläufig sind:

- Deutschland ist meine *Heimat* (auf Erden),
- mein Großvater ist (in den Himmel) *heim*gegangen.

Im Altwestnordischen wird gelegentlich auch zwischen ‚heimr' m. (‚Heimat', ‚Wohnort') und ‚up(p)heimr' m. (‚Ober-Heim', ‚Himmel') unterschieden. [11]

Alle vorangestellten einführenden Beispiele lassen sich im weiteren Text bestätigen, ergänzen und erweitern.[12]

Bevor das Formâli in seinen wesentlichen Teilen in Bezug auf die Himmelskunde untersucht werden soll, mögen einige Beispiele zeigen, wie bisher das rechte Verständnis für Texte der *eigenen* Kultur - bewußt oder unbewußt - unterdrückt wurde. In dem Zusammenhang fällt auf, daß zum Verständnis fremdländischer Texte, insbesondere der Bibel, erheblicher Aufwand betrieben wird, um eine Bindung an diese Inhalte bereits im Kleinkinderalter vorzunehmen, wohingegen für das Verständnis und die Wertschätzung der ureigenen Überlieferung rein gar nichts unternommen wird.[13]

Die unauflösbar erscheinenden Unstimmigkeiten und Widersprüche liegen zunächst in ungenauen Übersetzungen begründet, darüber hinaus aber im verfilzten Knäuel fruchtloser Gelehrtenstreitereien (vergl. Lorenz S. 1). Als Beispiele mögen drei Stellen genügen:

- Im ersten Abschnitt der Thule-Übersetzung (Bd. 20, S. 49) wird ‚lǫgrinn' (‚*das* Gewässer') mit „Mälar" übersetzt, wodurch es als *irdische* Örtlichkeit festgelegt wird, obwohl vom Sinne her auch ein *himmlisches* Gewässer gemeint sein könnte, ähnlich dem ‚up(p)-haf', dem ‚Ober-Meer'. Lorenz (S. 61) läßt ‚lǫgrinn' zu Recht als Begriff auch in der Übersetzung stehen.
- Im dritten Abschnitt der Thule-Übersetzung (Bd. 20, S. 50) ist ‚eða Vingôlf'- (‚oder Vingolf') der erklärende Zusatz für ‚Gimlê' (‚Glimmer') spurlos *fortgefallen.* Lorenz hat diesen Mangel behoben (S. 86).
- In Abschnitt neun der Thule-Übersetzung (Bd. 20, S. 57) ist der erklärende Satzteil der Götterburg Asgard ‚þat kǫllum vêr Troia' (‚diese nennen wir „Drehburg"/Troja') spurlos *fortgefallen.* Den Hinweis auf „Drehburg"/ Troja finden wir im altwestnordischen Text auch im Formâli, welches bislang (s. o.) nicht in deutscher Übersetzung vorlag. Lorenz konnte auch in diesem Fall den Übersetzungsfehler beheben (S. 168 [und 48]).

Ist der *zweifache* Hinweis auf „Troja" gezielt dem deutschen Leser über Generationen hinweg! vorenthalten worden? Wenn ja, warum?[14] Die Reihe von „Übersetzungsfehlern" in der geläufigsten deutschen Ausgabe der Snorra Edda ließe sich noch länger fortführen.

Ein Grund für die Fruchtlosigkeit des Gelehrtenstreites ist bereits oben angedeutet worden. Besonders unergiebig ist die Auseinandersetzung auch in der verfehlten Fragestellung, was in der Edda christlich beeinflußt sein könnte oder was heidnisch ist. Allein das Lauern, welche Stellen christlich sein könnten, ist dem Aufbau und Zustand des Textes wenig angemessen. Das wäre etwa so (was ja tatsächlich schon versucht wurde), als wollte man Grimm's Märchen nach dem biblischen Gott oder seinem „Erlöser Christus" absuchen.[15]

Wie sehr die unterschwellige christliche Prägung der Lehrmeinung die Übersetzung des altwestnordischen Textes bis auf den heutigen Tag zu verfälschen vermag, erkennen wir bereits im ersten Satz des Formâli (s. a. oben):

„Almâttigr guð skapaði í uphafi ok jǫrð ok alle þâ hluti, er þeim fylgia, ..."

Lorenz übersetzt (S. 46):

„Der allmächtige Gott schuf *am Anfang* Himmel und Erde und alle die Dinge, die mit ihnen verbunden sind, ..."

Übersetzung des Verfassers:

„Allmächtiger Goth schuf *im „Ober-Meer"* [„Urstoff"] Himmel und Erde und alle Teile, die daraus folgten, ..."

„Î up(p)-hafi" bedeutet nicht „am Anfang", sondern „im Ober-Meer", aus ‚up(p)' (‚auf', ‚oben') und ‚haf' m. (‚Haff', ‚Meer'). Ähnliches finden wir bei ‚heimr' m. (‚Heimat', ‚Wohnort') und ‚upp-heimr' m. (‚Ober-Heim', ‚Ober-Welt') sowie in ‚himinn' m. (‚Himmel') und ‚upp-himin' m. (‚Ober-Himmel'), wobei mit „Himinn/Himmel" der Bereich der Wandelsterne, der Sonne und des Mondes gemeint zu sein scheint und mit „Ober-Himmel" der von der Erde aus gesehen *dahinterliegende* Bereich der Sterne bzw. das sternerne Himmelszelt, der über dem „Planetenhimmel" liegende Bereich, eben der „Ober-Himmel", die allerletzte Himmelssphäre der Fixsterne.

Nicht die *Zeitfrage,* „am Anfang", wie wir es von der Bibel her gewohnt sind, sondern die „zeitlose" Örtlichkeit, genauer, die *Beschaffenheit des Urstoffes* selber, als „Ober-Meer" bezeichnet, steht bei der Suche des nordischen Geistes nach dem Urgrund an erster Stelle. *Ausdrücklich* wird diese Frage dann zu Beginn des vierten Abschnittes gestellt:

„Gangleri maelti: ‚*Hvat* var *upphaf* eða hversu hofsk eða hvat var aðr?'"

Lorenz übersetzt (S. 103):

„Gangleri fragte: ‚*Wie* war es *am Anfang*, und wie begann es, und was war vorher?'"

Übersetzung des Verfassers:

„Gangleri meinte: ‚*Was* [woraus] war das „*Ober-Meer*" und wer (setzte) das Maß und was war vorher?'"

Bemerkenswert ist ferner, daß der Begriff für Urstoff auch als Buchbezeichnung des Formâli auftaucht, „íupp-hafi bôkar", „Im Buch über (den Urstoff) ‚Ober-Meer'" (Lorenz S. 87).

Es ist unwahrscheinlich, daß mit ‚upp-haf' n. (‚Ober-Meer') ein irdisches Meer gemeint sein könnte. Ähnlich wie bei ‚Heim' und ‚Ober-Heim' wird die Bezeichnung des irdischen ‚haf' n. durch die Beifügung ‚up(p)' in einen „übernatürlichen" Begriff verwandelt, der dem Sinne nach mit „Urstoff" übersetzt werden kann.

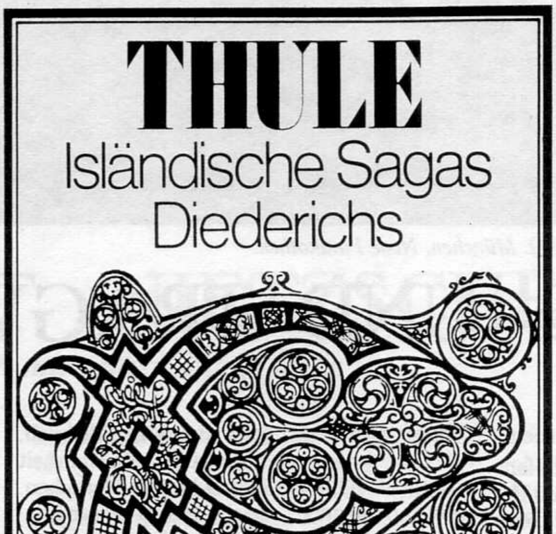
‚Up(p)-haf' n. (‚Ober-Meer') ist ein aus der Seemannssprache entliehener Begriff für „Ur-

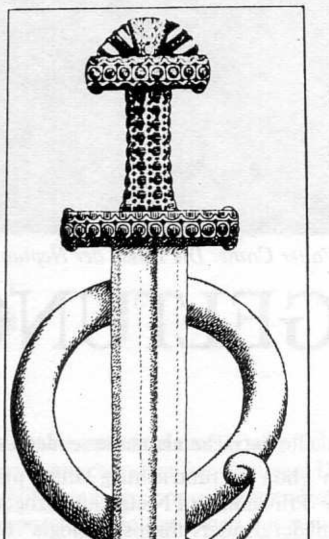
stoff". Das erinnert an Thales von Milet (um 625 - 545 v.d.Z.), einen der sog. „Sieben Weisen", der nicht nur die Sonnenfinsternis von 585 v.d.Z. vorausgesagt hat, sondern ebenfalls allen Ursprung des Seins (der Welt und ihrer Erscheinungen) aus dem „Wasser" gelehrt hat. Spricht nicht einiges dafür, das auch Thales eher ein „Über-Wasser" meinte? Es erscheint ratsam, das „Thales-Wasser" stärker auf seinen sinnbildlichen Gehalt hin zu untersuchen.[16]
Damit bahnt sich an, daß die *vorchristliche Weltanschauung* eines Thales von Milet mit der nordischen Edda eher zu vergleichen ist, als letztere mit biblischem, für uns heute noch schwer verständlichem morgenländischem Gedankengut.[17]

Und so ist die Verwirrung, die die christlich geprägte Lehrmeinung bereits im ersten Satz des Formâli angerichtet hat, aufgehoben. Wir finden bei einer genauen, wortwörtlichen, ideologiefreien Übersetzung von ‚up(p)-haf' n. (‚Ober-Meer'), sowohl eine ganz andere Fragestellung (s. Gylfaginning, Abschnitt 4), als auch einen anderen Sinn zu Beginn des Formâli.
In diesem „Urstoff", ‚up(p)-haf' n. (‚Ober-Meer'), schuf der ‚Allmächtige' „Himmel und Erde".
Was kann mit dem „Allmächtigen" gemeint sein, wenn wir die religiösen, *späteren* Bezüge und Ausdeutungen abstreifen und den Begriff auf die einfache Naturbeobachtung, in der laut Frobenius (s. oben) alle Mythenbilder und -bildungen begründet liegen, zurückführen?
Aus dem bronzezeitlichen Ägypten erhalten wir einen aufschlußreichen Hinweis, *wer* aus dem Urstoff „Ober-Meer" „Himmel und Erde" schafft. Es ist das - oder derjenige, der *zwischen* diesem Urgegensatzpaar steht oder vermittelt. Die alten Ägypter nannten ihn „Schu". Er steht *zwischen* der sternkörper-gestalteten Himmelsgöttin „Nut" und der Erde „Geb" (Abb. 3). Aus der altägyptischen Darstellung geht eindeutig hervor, daß mit „Schu" die Erdachse oder Himmelsstütze, unser Allmächtiger oder Allvater, im Sinne von Allursache gemeint ist. So erkennen wir, wenn wir die *einfache* Naturbeobachtung beim Verstehenlernen der Mythenbilder zu Grunde legen, im „Allmächtigen", „Allvater", ebenso wie in der „Hand- und-Fuß-Fahrt" (mund-il-foeri) oder dem „Maßbaum", ein Bild der Erdachse.
Möglicherweise ist bei *späteren* Abschriften der Snorra Edda „Allmächtiger" für „Allvater" eingesetzt worden. Ebenso naheliegend ist es, daß „Ask und Embla", das nachweisbar hölzern gedachte, nordische Ureltempaar (vergl. diesbezügliche Wortbildungen wie „Stamm-Baum", „Er ist aus gutem Holz geschnitzt" usw.) bei späteren Abschriften durch „Adam und Eva" ersetzt worden ist.[18] Jedenfalls sind die vermuteten spätmittelalterlichen „christlichen Modernisierungen" des altwestnordischen Textes auf diese Weise eher verständlich, als vermittele der etwas gekünstelt erscheinenden Theorie, daß diese „Modewörter" den „Beweis" für einen maßgeblichen „christlichen Einfluß" darstellten.

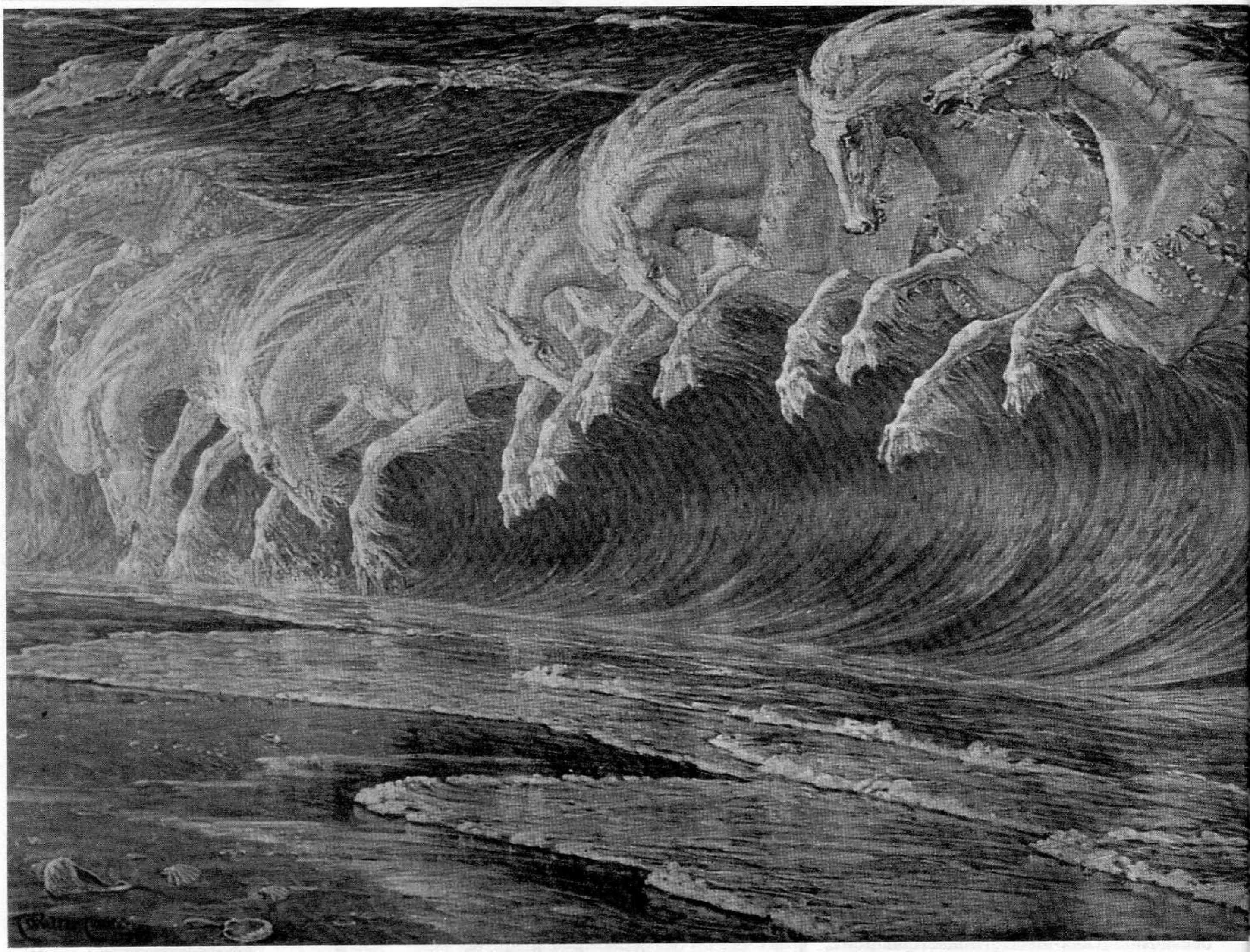
In Bezug auf die Himmelskunde ist eine wortwörtliche Übersetzung von ‚himinn-tung(a)l' n. (‚Himmels-Zunge' [!?]) bedeutsam. Im altwestnordischen finden wir mit ‚tunga' f. (‚Zunge', ‚Sprache') und ‚tung(a)l' n. (‚Gestirn', ‚Zunge' [?]) einen bemerkenswerten sprachlichen Gleichklang. Diese offenkundige sprachliche Verwandtschaft erscheint so augenfällig, daß wir ‚himinn-tungl' n. wortwörtlich wohl mit ‚Himmels-Zungen' übersetzen dürfen.
‚Himinn-tungl' ist nun mit Sicherheit kein biblisches Wort. Doch finden wir mit den nordischen „Himmelszungen", der Sammelbezeichnung für die Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, einen merkwürdigen Gleichklang zu den „Himmelszungen" des jüdisch-christlichen Pfingstfestes![19] Ein weiteres Mal scheint sich der vom Verfasser im Abschnitt „Der ursprüngliche Aufbau des Mythus" geäußerte Zusammenhang der „höheren Himmelskunde" mit den (späteren) religiösen „Heilsgeschichten" zu bestätigen (s. auch Frobenius).[20]
Bemerkenswert ist ferner, daß im Altwestnordischen die Bezeichnung ‚mylinn' m., offenbar aus ‚mynni-lind' (‚Mündung/Maul-[der] - Schlange') zusammengesetzt, als Bezeichnung für den Mond geläufig ist.[21] Hinzu kommt, daß auch Sonne und Mond als ‚tungl' n. (‚Zunge') bezeichnet werden.[22]
Wenn wir dafür - ähnlich wie bei den Neun Heimen - ebenfalls einen vorchristlich-jungsteinzeitlichen Ursprung erschließen könnten, nämlich, daß die fünf Wandelsterne Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und gegebenenfalls auch Sonne und Mond als „Himmels-Zungen" oder „Himmels-Schlangen" erscheinen, so wäre damit ein weiterer Beleg aufgefunden, daß Gedanken und Weltansichten in der nordischen Edda *nicht* fremdländischen Ursprungs sind, sondern bodenständiges, alteuropäisches Kulturgut bewahren. Wir gewinnen schon jetzt den Eindruck, es sei *eher* anzunehmen, daß das Morgenland vom jungsteinzeitlichen, alteuropäischen Kulturgut maßgeblich beeinflußt worden wäre als umgekehrt, was auch aus anderen Untersuchungen mehr und mehr hervorkommt.[23]
Und in der Tat finden wir diese Beziehung des jungsteinzeitlichen Europas zur nordischen Edda ein weiteres Mal vor. Nicht ganz 18 km vom Standort des jungsteinzeitlichen 18-speichigen-Rades in der Südbretagne entfernt (s. Abb. 1), in den Steinreihen von Kerlscan bei Carnac, stießen Heimatforscher und Wissenschaftler auf einen bis heute rätselhaften Fund, der mit einem Schlage helles Licht in das Dunkel unserer Vorzeit - schon damals - geworfen haben würde, wenn jemand ihn mit der (richtig) übersetzten Edda verglichen hätte.

(Teil II folgt)





Das Vorwort, Formâli, fehlte vor wenigen Jahren noch gänzlich in deutsch.



Walter Crane: Die Rosse der Neptun, 1892. München, Neue Pinakothek.

GELTUNG UND TRAGWEITE DER

ODILO EBERHARDT

Nietzsche als entlarvender Loki

Schon vor rund achtzig Jahren prägte Hans Prinzhorn auf Nietzsche bezogen den Begriff der „Entlarvungspsychologie". Man könnte kaum eine bessere Bezeichnung der verneinenden Seite seiner ungeheuren Botschaft geben. Aber diese Botschaft hat nicht nur eine negative Seite, obgleich wir seit bald einem Jahrhundert immer wieder zu lesen bekommen, Nietzsche sei zwar ein feuriger, schlauer Kritiker, auch ein beflügelter Dichter, biete aber nichts Aufbauendes.

Dem ist nicht so. Denn obgleich er die altgermanischen Überlieferungen nie erwähnt, verkörpert Nietzsche die Gestalten Lokis, Thors und Baldurs: die gnadenlose Wahrheit, den Heldenkampf, die neue Reinheit.

Bleiben wir zuerst bei Loki. Die „Genealogie der Moral" entlarvt die neid-und haßerfüllten „Sanftmütigen". Alle Lehren der weltweiten Bruderschaft, der Gewaltlosigkeit, des Mitleids sind halbbewußte Erfindungen der Minderwertigen, der Schwachen und Feigen, die damit den Gesunden Schuldkomplexe einzujagen suchen. Tatsächlich stellen diese Lehren eine Sklavenmoral dar, eine giftige, ansteckende Krankheit, die darauf abzielt, die ganze Menschheit bis aufs tiefste denkbare Niveau herabzudrücken (s. darüber den Abschnitt 5: „Vom letzten Menschen" in Zarathustras Vorrede). Weil diese Sklavenmoral das Niedrigste im Menschen anspricht, ist es unausbleiblich, daß ihr die tierische Mentalität der Mehrheit zujubelt. „Gib uns diesen letzten Menschen, oh Zarathustra, ... mache uns zu diesen letzten Menschen! So schenken wir dir den Übermenschen!" (Also sprach Zarathustra, Vorrede, 5) Dieser Vorgang der allgemeinen Verpöbelung wird so weit gehen, bis er an der eigenen Niedertracht erstickt, von den eigenen Vernichtungskräften getrieben ins Chaos stürzt. Der bereits anbrechende weltweite Bürgerkrieg ist der Anfang dieser Selbstvernichtung.

Auch „Der Antichrist" und die „Götzen-Dämmerung" sind von jener ablehnenden Haltung geprägt, bringen daneben aber immer wieder aufbauende Verheißungen. In diesen drei Werken werden uns Abstandnahme, Verschwiegenheit und weitsichtige Handlungsweise empfohlen. Der Drache ist wohl riesengroß, giftig und gehässig, aber auch plump und wenig beweglich. Darum vermag Siegfried ihn zu besiegen.

Der eisige Wind der Entlarvungspsychologie wütet auch in den anderen Werken Nietzsches. Nicht nur der unschwer als solcher erkennbare Feind wird kenntlich gemacht, sondern auch die falschen Freunde. Man lese darüber die Abschnitte vom „Feuerhund" (Zweiter Teil, Von großen Ereignissen) und vom „schäumenden Narren" (Dritter Teil, Vom Vorübergehen) in „Also sprach Zarathustra". Aber auch jeder von uns wird gnadenlos vor den Spiegel der Unbestechlichkeit gestellt. Ob willig oder unwillig – er muß erkennen, was hinter seiner eingefleischten Maske steckt. Nur wer diese Geist- und Seelenwäsche mutig überstanden hat, vermag die höchsten Verheißungen wahrzunehmen, die uns Nietzsche schenkt.

Nietzsche als zukunftsweisender Künder

Kaum hat uns Zarathustra in seiner Vorrede unserer Begrenztheiten und Selbsttäuschungen innewerden lassen, da donnert es schon für die Ohren der Starken: „Wo ist doch der Blitz, der euch mit seiner Zunge lecke? Wo ist der Wahnsinn, mit dem ihr geimpft werden müßtet? / Seht, ich lehre euch den Übermenschen: der ist dieser Blitz, der ist dieser Wahnsinn!" (Also sprach Zarathustra, Vorrede, 3)

Will man Nietzsche nicht falsch einschätzen, so sollte man stets daran denken, daß das feurige Herz ihm nie den kalten Verstand verwirrt. Begeisterung und Nüchternheit schreiten ohne Gegensatz nebeneinander. So ist der hier gemeinte „Wahnsinn" kein Verlust an Selbstbeherrschung, sondern Einblick in das vom erweckten Menschen gewonnene Göttliche: in die Gefilde der Entwicklung.

Mit der Unbeirrbarkeit einer höheren Liebe beruhigt Zarathustra unsere Verzweiflung: „Wahrlich, ein schmutziger Strom ist der



Auf den ebnen Himmels-Tennen
Sah ich deine Rosse rennen,
Sah den Wagen, der dich trägt,
Sah die Hand dir selber zücken,
Wenn sie auf der Rosse Rücken
Blitzesgleich die Geißel schlägt, -

Sah dich aus dem Wagen springen,
Schneller dich hinabzuschwingen,
Sah dich wie zum Pfeil verkürzt
Senkrecht in die Tiefe stoßen, -
Wie ein Goldstrahl durch die Rosen
Erster Morgenröten stürzt.

Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellen-Rücken, Wellen-Tücken -
Heil, wer neue *Tänze schafft!*
Tanzen wir in tausend Weisen,
Frei - sei unsre *Kunst geheißen,*
Fröhlich - unsre *Wissenschaft!*

(Die Fröhliche Wissenschaft, Anhang)

BOTSCHAFT NIETZSCHES

„Wo ist doch der Blitz, der euch mit seiner Zunge lecke"

Mensch. Man muß schon ein Meer sein, um einen schmutzigen Strom aufnehmen zu können, ohne unrein zu werden. Seht, ich lehre euch den Übermenschen: der ist dies Meer, in ihm kann eure große Verachtung untergehn." (Also sprach Zarathustra, Vorrede, 3)

Was bezeichnet nun der Begriff „Übermensch"? Er ist für Viele unfaßbar geblieben, weil, wie alles Große, für den nervösen Verstand zu einfach und klar. Er besagt nichts anderes, als daß der heutige Mensch, (der Cro-Magnon-Mensch) sich nicht einbilden darf, er sei etwa die endgültige Spitze der Entwicklung. Verfall und Absterben als Bedingung der Erneuerung gehören ja doch zu den Grundgesetzen des Lebens. Wir sind nur eine vorläufige Stufe der Entwicklung. Wer das erkannt hat, der verfällt nie mehr dem konservativen Geist, der den verächtlichsten aller Fehler begeht, indem „er sich die Zukunft opfert". Die Selbstlosigkeit des Erkennenden aber befähigt und berechtigt, ja: verpflichtet ihn zu dieser sinnvollen Handlung: „O meine Brüder, bin ich denn grausam? Aber ich sage: was fällt, das soll man auch noch stoßen! Das Alles von heute - das fällt, das verfällt: wer wollte es halten! Aber ich - ich *will* es noch stoßen!" (Also sprach Zarathustra, Dritter Teil, Von alten und neuen Tafeln, 20) Nur als Jünger Nietzsches kann man die selbstmörderischen Spiele und Blindheiten der gegenwärtigen Menschheit gelassen hinnehmen. Diese Gelassenheit bedeutet aber nicht, daß man sich der Gestaltung der Zukunft entziehen dürfte, sondern daß man jede Vergeudung der gesunden Kräfte vermeiden muß, um die heutige, ungeheuer gespannte Weltlage als das zu erkennen, was sie wirklich ist: eine Weltwende im Rahmen der Jahrmillionen währenden biologischen und geistigen Entwicklung. Unsere einzige Pflicht besteht darin, die Selbstvernichtung des letzten Menschen zu überleben und die neue Geburt der höchsten Lebensform in unserem Sinn zu lenken. Alles Andere ist Verirrung und Kraftverschwendung, auch wenn heutzutage Wirklichkeitssinn und Selbstverleugnung allgemein verwechselt werden.

Aber zurück zum Übermenschen und seinen denkbaren Aussichten. Der Übermensch sollte der selbstverständliche Nachfolger des Menschen im Zuge einer idealen Fortsetzung der Entwicklungskurve werden. Er sollte es - aber dazu bedarf es unserer Bereitschaft: „Der Übermensch ist der Sinn der Erde. Euer Wille sage: der Übermensch *sei* der Sinn der Erde!" (Also sprach Zarathustra, Vorrede, 3) Werden wir des Göttlichen in uns gewärtig, so erreichen wir damit „den großen Mittag". Dann sind wir bereit, den Menschen in uns aufzuopfern und unseren Tod wie eine neue Morgenröte zu feiern. Aber es geschieht nicht von selbst. Da das Göttliche in uns lebt, sind wir nach diesem Verständnis zur Tat verpflichtet, ohne (nach herrschendem fremdartigem Denken) die Hilfe einer von uns getrennten lächerlich vermenschten Gottheit auch nur zu wünschen! Demgemäß sind uns sowohl die Heiterkeit und Zuversicht des Gläubigen als auch die Nüchternheit des Gottlosen eigen.

Die Begriffe ‚Selbstsucht' und ‚Selbstlosigkeit' sind dem Jünger Nietzsches fremd. Durch die Stunde der großen Verachtung (eine ‚Stunde', die wohl lange Jahre hindurch uns befallen kann!) hat er Eitelkeit und Eigennutz überwunden. Seine Liebe und seine Härte werden nunmehr im Dienst der göttlichen Ordnung eingesetzt.

Die Tragweite der Botschaft Nietzsches wurde bis heute erst von einer winzigen Anzahl Menschen ermessen. Auch wenn Viele schon durchschaut haben, was sich hinter unseren geschönten Vorwänden verbirgt, so bleibt die große Hoffnung auf den Übermenschen (und die darin liegenden Richtlinien für eine Abwendung des derzeitigen Niederganges) noch ganz unverstanden. Wieviel tiefer muß die Menschheit noch in den Sumpf der Selbstvergessenheit sinken, bis die Besten wieder nach oben schauen? Die Besten können nur sich selbst helfen. Ihnen rufen wir zu: „Wo ist doch der Blitz, der euch mit seiner Zunge lecke?" Mögen viele Ohren diesen Weckruf vernehmen. ■


Foto: Kritische Studenten-Zeitung

Bewaffnetes und behelmtes Kommando in der Halle der Wiener Universität anläßlich des von Pierre Krebs gehaltenen Vortrags „Strategie der kulturellen Revolution".

GEWALT STATT ARGUMENTE GEGEN DAS THULE-SEMINAR

Das österreichische Studentenmagazin ‚Der Ring' berichtete im Mai 1986:

Am 6. Mai 1986 hielt Prof. Pierre Krebs, der Vorsitzende des Thule Seminars, auf Einladung des RFS einen Vortrag an der Wiener Universität. Motto: "Die Strategie der kulturellen Revolution". Der Vortrag war angesichts des interessanten Themas und des bekannten Vortragenden gut besucht. Auch das Interesse der Kollegen anderer Fraktionen war erfreulich. Pierre Krebs, der Vorsitzende der "Neuen Europäischen Denkschule" in Westdeutschland erklärte mit viel Temperament und großem Fachwissen die Anliegen des "Thule Seminars". Ihm geht es vorerst und in erster Linie um die Erhaltung der Identität aller Völker. Sie sind durch den herrschenden kosmopolitischen und egalitären Zeitgeist bedroht. Demnach wird auch der Liberalismus, der die Verwurzelung des Menschen in einem Volk bestreitet und nur die Menschheit als übergeordnete Einheit anerkennt abgelehnt. Das veraltete Links-Rechts Schema wird durchbrochen. Im Mittelpunkt stehen nicht die Menschen-, sondern die Völkerrechte.
Leider versuchte am Beginn der Veranstaltung eine Horde Linksextremisten den Vortrag unter Einsatz von Schlagstöcken zu verhindern. Nachdem die empörten Studenten die vermummten Randalierer unter großem Applaus hinausgeworfen hatten, konnte der Vortrag ungestört stattfinden.

„DIE PRESSE"

Wenn Meinungsfreiheit in Scherben geht

Bei einem Vortrag an der Wiener Universität kam es zu Tumulten.

Der „Ring Freiheitlicher Studenten" veranstaltete einen Vortrag zu dem Thema „Die Strategie der kulturellen Revolution". Referent war Pierre Krebs, Thule-Seminar, Kassel.

Der Vortrag war für 19.30 Uhr im Hörsaal 33 der Wiener Universität anberaumt. Als ich um diese Zeit bei der Rampe ankam, war bereits eine „Schlacht" im Gange.

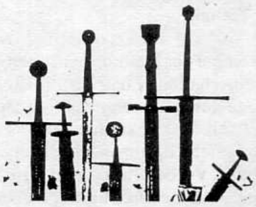
Vermummte oder kriegsbemalte Linksextremisten waren dabei, den Zugang zur Universität zu verbarrikadieren, Plakate, die den Vortrag ankündigten, wurden zerfetzt, manch Student bekam blutige Schrammen. Mir gelang es mit Mühe, die Absperrung zu umgehen und den inneren Stiegenaufgang zu erreichen. Hier waren die Stufen übersät mit Glassplittern, vor den Hörsälen im ersten Stock lagen die Glasvitrinen in Scherben.

Zwar ging im überfüllten Hörsaal der von hohem geistigen Niveau geprägte Vortrag vonstatten, doch draußen tobte fast zwei Stunden lang der „Kampf".

Empört bin ich darüber, daß eine legale Veranstaltung, wie dieser Vortrag es war, in chaotischer Manier gestört wird und daß

Allgemeingut demoliert wird, wofür die Steuerzahler gutzustehen haben.

Erna Shönsleben
Hollabrunn/NÖ.



Nach den Ereignissen in Wien war es dieses Mal der frühere Verleger des Thule-Seminars, W. Grabert in Tübingen, der als Zielscheibe der Gewalt herhalten mußte. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli wurde ein Attentat auf das Privathaus des Verlegers und seiner Familie verübt. Der dadurch entstandene Brand verursachte einen Sachschaden von rund 200.000 DM. In einem Bekennerbrief an die Polizei erklärten die „antifaschistischen" Täter, der Anschlag habe dem Thule-Seminar gegolten. Die Terroristen bekundeten ferner ihre Absicht, alle Medienträger der von der Neuen Kultur vorgeschlagenen intellektuellen Alternative zu bekämpfen.

Es ist demnach eine offenkundige Tatsache: Unsere Ideen haben eingeschlagen! Unsere Ideen beunruhigen die Nutznießer des Egalitarismus linker oder rechter Prägung, sie stören in wachsendem Maße den Gang der Dinge, weil sie von unseren Gegnern eine ihnen fehlende ausgeprägte Beweglichkeit und Kraftfülle der Argumentation verlangen. Dadurch bewirken wir aber in ihrem Lager jene intellektuellen Zerrissenheiten und ideologischen Umwälzungen, jene grundsätzlichen Erschütterungen also, die ihnen eine neue Begriffsbestimmung, Standortprüfung und Selbstkritik aufzwingen. Gerade zu dem Zeitpunkt, da unsere Überlegungen und Vorhaben vermittels der metapolitischen Bewegung, die wir im Hinblick auf die kulturelle, geistige und politische Wiedergeburt Europas ins Leben riefen, erste Früchte tragen, zeigt sich folgerichtig die ganze Schwäche unserer Gegner. Sie wissen sich nicht anders zu helfen, als ihrem Haß und Zerstörungstrieb freien Lauf zu lassen - anstatt ihre eigene Weltanschauung, soweit überhaupt möglich, zu vertiefen und die dogmatischen Scheuklappen wegzuwerfen. Statt die Auseinandersetzung auf kulturellem und intellektuellem Gebiet auszutragen, kurzum: statt Intelligenz zu beweisen, zeigen sie sich von ihrer erbärmlichsten Seite, wenn sie, offenkundig mit ihrer Gedankenkraft am Ende, Zuflucht in der Gewalt suchen; zudem, ganz bolschewistisch-plutokratische Schurken, in einer gefahrlosen Gewalt, da sie ihre Tat im Schutz von Nacht und Nebel klammheimlich ausführen. Es ist aber nur folgerichtig, wenn die mangelnde Überzeugungskraft zur „Argumentation" des Knüppels und der





Foto: Kritische Studenten-Zeitung

Links: Die Argumentation des Knüppels. Ein Opfer dieser stumpfsinnigen Gewalt. Rechts: Pierre Krebs während seines Vortrags.

Bombe greift, denn die Sprengkraft des Geistes ist diesen Zeitgenossen ja verlorengegangen.

Die Terroristen können allerdings Gift darauf nehmen (wollten sie es doch tun!): Wenn sie die Vorstellung hatten, daß die Bombe, der Schlagstock oder das Gewehr unsere intellektuelle und geistige Erhebung auch nur um einen Deut zurückwerfen können, so haben sie sich gründlich geirrt! Sie sollten sich lieber schon jetzt dorthin zurückziehen, woher sie gekommen sind: ins Disneyland ihrer Kinderschokoladenträume, in die Gummizellen ihrer Hirnbrütigkeit. ■



Foto: Kritische Studenten-Zeitung

Buchspiegel

War Schopenhauer ein Pessimist?
„Der handschriftliche Nachlaß in fünf Bänden", herausgegeben von dem weltberühmten Schopenhauer-Forscher Arthur Hübscher, umfaßt in sechs Teilbänden die erhaltenen philosophischen Aufzeichnungen Arthur Schopenhauers von der Studienzeit bis zum Tode im Jahre 1860.
War Schopenhauer ein Pessimist? Landläufige Meinungen müssen nicht immer stimmen. Wer Schopenhauer nur aus seinen veröffentlichten Werken kennt, der kennt nicht den ganzen Schopenhauer. Ein Blick in seine philosophische Werkstatt beweist das. Fast genau so umfangreich wie die Werkausgabe ist die Edition des Nachlasses. Hier begegnen wir dem großen Philosophen beim, wie Kleist sagt, „Verfertigen der Gedanken". Eine Fülle von Notizen, Exzerpten, Entwürfen und Aphorismen zündet ein wahres Feuerwerk des Geistes, wie es brillanter, sarkastischer und pointierter kaum vorgestellt werden kann. Ein großer Denker besichtigt sein Jahrhuntert und zieht aus seinen Eindrücken und Erkenntnissen Schlüsse auf die geistige und seelische Verfassung der Menschheit. Dabei erweist er sich als Nachfahre Lichtenbergs: Ein Mann, der sich nichts vormacht und der jede idealistische Augenverdreherei verabscheut. Hier, im Nachlaß, gilt es den neben Nietzsche schlagfertigsten, rücksichtslosesten und kompromißlosesten Denker des 19. Jahrhunderts neu zu entdecken für unsere Zeit. Populär war er nie. Aber aktuell blieb er immer. Es lohnt, sich in dieser Gedankenwerkstatt umzusehen.

ARTHUR SCHOPENHAUER:
Der handschriftliche Nachlaß in fünf Bänden
Herausgegeben von Arthur Hübscher
Vollständige Ausgabe in sechs Teilbänden, dtv
ISBN 3-423-05936-2 DM 128,–
Band I:
Frühe Manuskripte
(1804–1818)
Band II:
Kritische Auseinandersetzungen
(1809–1818)
Band III:
Berliner Manuskripte
(1818–1830)
Band IV, 1:
Die Manuskriptbücher der Jahre 1830 bis 1852
Band IV, 2:
Letzte Manuskripte:
Gracians Handorakel
Band V:
Handschriften zu Büchern



Leben heißt provoziertes Leben
Die brisantesten Gedanken Gottfried Benns erstmals in einer Auswahl zusammengestellt. Maximen über Zeit und Umwelt, Politik und Religion, Kunst und Leben, Liebe und Ehe, Form und Inhalt. „Wir lebten etwas anderes, als wir waren, wir schrieben etwas anderes, als wir dachten, wir dachten etwas anderes, als wir erwarteten, und was übrigbleibt, ist etwas anderes, als wir vorhatten".

„Das Gottfried-Benn-Brevier"
Aphorismen, Reflexionen, Maximen aus Werken und Briefen
Ausgewählt und herausgegeben von Jürgen P. Wallmann
DM 9,80, ISBN 3-423-10518-6
dtv/Klett-Cotta

Gottfried Benns einzige Tochter schildert in ihren Erinnerungen das schwierige, von äußeren Spannungen belastete und dennoch vertraut zärtliche Verhältnis zu ihrem Vater. Kernstück dieser Aufzeichnungen bilden die Briefe des Dichters an seine Tochter. „. . . es ist schwer, Frau oder Kind eines bedeutenden Künstlers zu sein. Erst später versteht man . . ."
Von Gottfried Benn sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
das gezeichnete Ich
Den Traum alleine tragen

NELE POUL SOERENSEN:
„Mein Vater Gottfried Benn"
DM 7,80, dtv, ISBN 3-423-10519-4



Dr. Gottfried Benn in Brüssel (1916)

Tibets Erbe darf nicht untergehen!
30 Jahre nach der Besetzung öffnete China einen kleinen Teil von Tibet für wenige Ausländer. Helfried Weyer, dessen Farbaufnahmen weltweite Anerkennung in Vorträgen und Bildbänden gefunden haben, fotografierte Lhasa und Shigatse, die Menschen, ihre Klöster und Götter und das Land! Der Everest-Erstbesteiger Tenzing Norgay, ein Sherpa tibetischer Abstammung, begleitete seinen fotografierenden Freund Weyer und öffnete ihm und seiner Kamera die Herzen der Menschen, die ihren Glauben an Gerechtigkeit und Religion und an eine glückliche Rückkehr ihres Dalai Lama nicht verloren haben.
Den Text zu diesem faszinierenden Bildband schrieben Tibetexperten wie Roland Nyffeler, der zusammen mit Peter Aufschneiter jahrelang den tibetischen Himalaya durchstreifte und jetzt mit Weyer Lhasa und Shigatse besuchte.
Der Dalai-Lama schrieb in seinem Vorwort: „Ich freue mich und gratuliere Helfried Weyer für sein Bemühen, den vorliegenden Bildband über Tibet und sein Volk herauszugeben. Seine einfühlsamen Fotografien geben einen zusammenfassenden Überblick über die Reste der alten Kultur Tibets und einen Eindruck von dem Geist der Menschen, die diese Kultur einst schufen."

TIBET, Wahrheit und Legende
Fotos von Helfried Weyer, Textbeiträge von Martin Grassnick, Horst Kitzki, Roland Nyffeler. Mit einem Vorwort des 14. Dalai Lama.
156 Seiten, davon 84 in Farbe, Leinen m. Schutzumschlag.
DM 49,80
Badenia Verlag, ISBN 3-7617-0191-8

Zurück zur Vielfalt!
Zurück zur Vielfalt! Zielsetzung und ökologische Notwendigkeit bei der Rettung bedrohter Arten und Lebensgemeinschaften. Zugleich Prüfstein für Wege und Irrwege des Naturschutzes zwischen Illusion und Wirklichkeit. Der bekannte Schweizer Biologe stützt sich auf reiche Erfahrungen, die er bei der wissenschaftlichen Vorbereitung und Durchführung von Schutzprogrammen in Europa, Afrika und Südasien gewonnen hat.
Ökologische Fragen spielen dabei eine ausschlaggebende Rolle. Das gilt fürdie ökologischen Nischen, die allen in einer mehrartigen Lebensgemeinschaft zusammengefaßten Tieren und Pflanzen das Dasein ermöglichen, wie für das ungemein komplexe Beziehungsgefüge, das zwischen ihnen besteht und für angemessene, den verfügbaren Ressourcen entsprechende Bestandsdichten sorgt.
Das Elefantensterben im Tsavo-Nationalpark in Kenia und die Gefährdung des Yala-Nationalparks in Sri Lanka zeugen von den verheerenden Folgen, wenn in einem durch menschliche Einflüsse verarmten, nur noch träge reagierenden Ökosystem einzelne oder wenige Tierarten vollkommen geschützt werden.
Erfolg verspricht nur der umgekehrte Weg, der über eine Verbesserung der ökologischen Grundlagen, etwa mit Hilfe einer stabileren Bodenflora, eine größere Artenvielfalt und in deren Gefolge auch die Existenz zuvor gefährdeter Arten ermöglicht.
Weil durch Rodung der Regenwälder und Zerstörung der Bodendecke in den Tropen und Subtropen unvorstellbare Umweltkatastrophen drohen, empfiehlt der Autor die Haltung genügsamerer Wildtiere, um wenigstens der Überweidung zu begegnen. Uns rät er zu mehr Konsequenz bei der Entscheidung, was wir schützen sollen, bzw. was wir schützen wollen. Sein Buch zeigt aber auch, wie sich in unserer näheren Umgebung, speziell unseren Gärten, wieder vielartige Lebensgemeinschaften heimisch machen lassen.
FRED KURT: Naturschutz
– Illusion und Wirklichkeit
Zur Ökologie bedrohter Arten und Lebensgemeinschaften
216 Seiten mit 121 Einzeldarstellungen, davon 50 Photos, in 70 Abbildungen. Ganz auf Kunstdruckpapier. Kartoniert
DM 32,--
ISBN 3-490-18418-1.
Verlagsbuchhandlung Paul Parey



Deutschland bleibt größer als die Bundesrepublik!
Das „Kulturpolitische Wörterbuch" verzeichnet 220 teilweise umfangreiche Stichwörter von „Aberglaube" bis „Zynismus". Am Entstehen des „Kulturpolitischen Wörterbuchs" waren nahezu 250 wissenschaftliche Autoren, Berater und Gutachter beteiligt. Neben Daten, Fakten und Analysen legt das „Kulturpolitische Wörterbuch" für jeden, der sich künftig mit Problemen deutsch-deutscher Kulturpolitik befaßt, wesentliche Antworten zur kulturellen Praxis, zu den Institutionen der Kulturvermittlung wie Schule, Hochschule, Verein oder Klub und zur Alltagswirklichkeit beider deutschen Staaten vor.
Zwei deutsche Staaten. Wann die deutsche Nation?

Kulturpolitisches Wörterbuch
Bundesrepublik Deutschland/Deutsche Demokratische Republik im Vergleich
Herausgegeben von Wolfgang R. Langenbucher, Ralf Rytlewski und Bernd Weyergraf.
832 Seiten, kart., J. B. Metzler
DM 48,–, ISBN 3-476-00480-5



(Archiv)

Tiziana Pini.

DER UNVERGESSLICHE SPAZIERGANG

HOLGER LÖNS

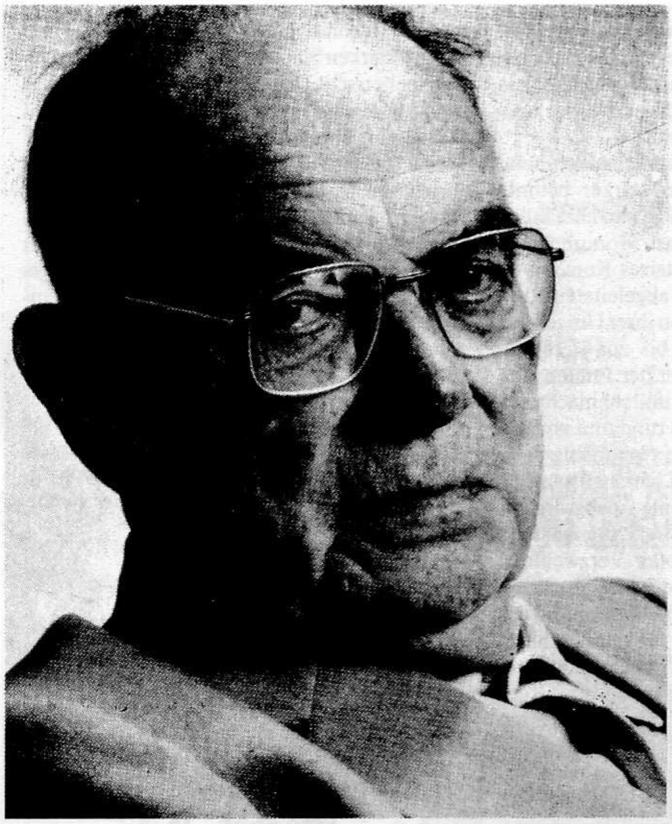
Die 43. Filmfestspiele in Venedig sind beendet. Dabei hatte Pupi Avatis Film „Weihnachtsgeschenk“ beim Publikum, bei der Preiskommission und bei den Kritikern einen Riesenerfolg zu verzeichnen. Carlo delle Piane, Avatis Lieblingsschauspieler, der bereits in dessen Meisterwerk, „Der unvergeßliche Spaziergang“, die Hauptrolle spielte, erhielt den ersten Preis bei den männlichen Darstellern.
„Der unvergeßliche Spaziergang“, auf Italienisch „Una gita scolastica“, der 13. Film von Pupi Avati, einem in Deutschland nach wie vor fast unbekannten Regisseur, wurde 1983 gedreht. Er zeigt eine Szene seltener Rührung und des Glücks: Laura, eine alte Frau, liegt im Sterben. Es ist ihre letzte Nacht. Sie betrachtet noch einmal ein Bild aus ihrer Jugendzeit, ein Bild der Tertianer des Jahrganges 1911 im Gymnasium Galvani in Bologna. Die alten Finger streichen über die Gesichter. Alle sind tot, bis auf sie. Nun tritt sie vor uns, wie sie als Jugendliche war: die Einzige mit geschlossenen Augen.
Dieser „Spaziergang“ ist eine Dichtung über Leben und Tod, über Dasein und ‚Gewesen-Sein‘, von Zartheit, Einbildungskraft und Kindheit jenseits der Dinge, noch besser als beim „Kuß der Tosca“ von Daniel Schmid oder beim „Chaos“ von Taviani. Pupi Avati spielt mit den inneren Uhren, mit der Musik im Gedächtnis. Ein Widerhall, eine unpersönliche Stimme raunt uns zu, da0 von uns ein Nachhall bleiben wird. Dieser Film ist durchdrungen von der Sehnsucht inmitten der Unvollkommenheit, von der ewigen Unvollkommenheit.
Der zu Grunde liegende Stoff ist einfach: ein dreitägiger Ausflug von Bologna nach Florenz im Sommer 1911. Der Duft der Rapsblüte schwängert die Luft. Auf einem Ponywagen klatscht ein Mädchen in seine Hände. In den Weizenfeldern laufen sich die Schülerinnen nach. Der Himmel färbt sich violett und rot; Avatis Farben sind die des Gewitters und der Träume. Im feuchten Schatten der hohen und weiten Wälder summen die Wespen. Von den Strohhüten der Mädchen baumeln lange blaue Bänder.
Allmählich und fein konturiert werden uns die handelnden Personen vorgestellt: Carlo delle Piane, ein prächtiger Schauspieler mit einer ausdrucksstarken Gefühlspalette, spielt den kleinen Professor Balla, Tiziani Pini, schönes und strahlendes Gegenstück zu ihrem häßlichen Partner, verkörpert die Zeichenlehrerin Serena Stanzani.
Das Laub säuselt, das Licht wirft seine Reflexe über den Marmor. Diese Tage verraten, daß sie unvergeßlich sind. „Farben, Düfte und Klänge sind aufeinander abgestimmt.“ Ein schönes Mädchen erscheint, kaum weniger zerbrechlich als die Porzellanautomaten und die Schweizerglöckchen, mit denen sie spielt. Feine Sinnbilder, wiederholte Leitmotive begegnen uns immer wieder. Zwei weiße Ochsen fahren die mit Blumen bedeckten Körper eines jungen Mannes und eines Mädchens zum Friedhof. Kinder lachen, Blumen fallen auf das Farnkraut am Wege. Alles vergeht und der Tod zieht die Geheimnisse der Lebenden und der Gestorbenen in seinen lautlosen Strom.
Die kleine Gruppe macht Halt, zuerst vor dem Grundstück eines alten Freundes von Professor Balla, dann in dessen Garten, an seinem Geburtshaus. Ein verrostetes Gitter, eine Allee, Sonnenstrahlen, aber niemand ist da, niemand in der Nähe. Manchmal kehren wir zu den Orten unserer Kindheit zurück. Die geliebten Menschen sind gestorben. Es bleibt nur noch der Schatten des Baumes, den sie pflanzten, das Wasser des Brunnens, den sie gruben. So lautet die Botschaft. Die Szene, als die Gruppe im Gewitter den steilen Abhang eines Hügels hinunterläuft, läßt sich mit dem Lauf der Kinder zum Ozean im schönen italienischen Film „Frauenduft“ vergleichen: die gleiche Mischung aus strahlender Sonne und sommerlichem Platzregen, die gleiche Vollkommenheit und das gleiche Weh im Herzen. Zwei unglückliche Liebesgeschichten verbin-

den einerseits zwei Schüler, den schönen Angelo und die reizlose Laura, andererseits den mißgestalteten Professor Balla und die blendende Stanzani, deren Reiz und Lächeln uns typisch italienisch anmuten.
Eine erschütternde Feststellung: im grünen Paradies wird Liebe erkauft; für die schöne Uhr mit Kette, die sie ihm schenkt, erlaubt Angelo der armen Laura, mit ihm zu gehen...
Die Liebe aber bleibt aus. Sacht folgt die Nacht dem Abend. Die Fensterscheiben im Gasthaus schimmern bläulich. Eine sorglose Jugend tanzt. Die Haare schimmern blond im Kerzenschein der Kronleuchter. Plötzlich sind wir im Nebenzimmer, wo der kleine Professor Balla allein am Tisch sitzt und auf die Schöne wartet, die nicht kommen wird.
In Florenz endet der unvergeßliche Spaziergang. Welke Blätter künden den Herbst an. Die Lippen der Mädchen sind rot, in ihren Augen spiegelt sich aber Wehmut. Die Stimmen klingen heiser. Nun ist die letzte Nacht gekommen, eine Nacht unter all den Nächten der Welt. Morgen heißt es Abschied nehmen. Keiner wird diesen Ausflug, diese Einweihungsreise zwischen Jugend und Reife vergessen. Im leeren Schulhof ertönt ein Ruf: „Professor, Professor Balla!" Am Fenster eines Schulzimmers stehen Mädchen und Jungen, die nun etwas Schönes gemeinsam haben. Ihr Lächeln drückt ihre immerwährende Dankbarkeit aus und sie grüßen den Lehrer, den sie nie mehr wiedersehen werden.
Die Kinder werden bald zur Universität gehen, ins Werk, ins Büro, ins Leben... Der Erste Weltkrieg wird bald ausbrechen. Ihr Schicksal können wir uns nach Belieben vorstellen.
Der Film geht eindrucksvoll zu Ende. Die letzte Überlebende muß sterben. In ihrem Todesfieber sieht sie den Bergsee, einen großen glänzenden Spiegel, den sie damals umwanderte. Ein dichter Nebel senkt sich hernieder. Bruchstücke von Sätzen kommen aus ihrem Mund. Der Tod ist eingetreten. „In diesem Sommer verschwand Laura als Letzte. Sie ging lang, lang über Berge und Wälder, um den anderen nachzukommen. Und zuletzt waren sie alle wieder beisammen. Niemand war mehr hinter ihnen, der sich erinnern konnte. Und sie wußten, daß dieser Ausflug endgültig vergessen werden sollte."
Seither wurde in den Pariser Kinos „Eine italienische Jahreszeit" aufgeführt. Auch diesem Film wurde, wie dem „Unvergeßlichen Spaziergang", nur ein bescheidener Erfolg zuteil. Der Trostpreis, den Avati 1984 in Venedig erhielt, konnte dies nicht ausgleichen. Schade. Ich möchte den Lesern, die die italienische RAI empfangen können, empfehlen, die Fernsehaufführung dieses Meisterwerkes nicht zu verpassen. Die anderen werden, wie ich, auf die Kinovorstellung warten müssen. Nicht auszudenken allerdings, was das amerikanisierte ‚deutsche' Fernsehen mit diesem Werk anfangen wird...
Die zwei Hauptdarsteller, Carlo delle Piane und Tiziana Pini, haben die internationale Anerkennung verdient. Die von Riz Ortolani verfaßten Lieder stehen in der besten Tradition des echten italienischen Volksliedes. Ich denke dabei besonders an die Sammlungen von Benjamino Gigli zu Beginn unseres Jahrhunderts. Avatis Kameraführung vermittelt eine magische Sehnsucht. Er bemüht sich, so sagt er selbst, „das von den alten Geschlechtern Geträumte wiederzugeben". Er ist ein Dichter des Reizes und der Enttäuschung und läßt uns damit an die gebrechliche und vom Meer bedrohte Stadt Venedig denken. ■



(Archiv)

Filmfestival, Venedig, 1986. V. l. n. r.: Haber, Carlo delle Piane, Anni Lavina, Pupi Avati, Piego Abantuomo. (Foto: Guerini/Gama).



Rudolf Schneider Verlag

Ernst von Dombrowski (oben): „Also, mit dem Holzschneiden hat die Ordnung angefangen. Man kann da nicht hemmungslos über die Fläche fegen und dann wieder abkratzen, hier gilt es, einen Plan zu fassen und beharrlich durchzuführen. Und beim Holzschneiden ist vieles Handwerk. Ich habe entdeckt, daß mein Geist sich erst richtig frei bewegen kann, wenn die Hände beschäftigt sind". Rechts: Der Deutschordensritter als Kulturträger.



IN MEMORIAM ERNST von DOMBROWSKI

Holzschneider und Zeichner Virtuose der Stichtechnik

ANDREAS BODE

Mit dem Tod von Ernst von Dombrowski, der am 14. Juni 1985 im Alter von 88 Jahren in Siegsdorf starb, verloren die deutschen Bücherfreunde einen der wenigen Künstler, der die Xylographie als Illustrationsform konsequent gepflegt hatte.

Xylographie oder Holzstich nennt man eine grafische Technik, bei der nicht wie für den Holzschnitt Langholztafeln verwendet werden, sondern Holzblöcke feinster Faserstruktur (meistens Buchsbaum), die aus dem inneren Teil des Stammes zusammengeleimt sind. Durch die Bearbeitung mit Grabsticheln können viel feinere, dem Kupferstich nahekommende Hochdrucklinien erzielt werden, die wegen der Festigkeit und des Verlaufs der Holzfasern auch bei großen Auflagen unter hohem Druck nicht splittern. In Deutschland wurde diese Technik zuerst von dem Verleger Georg Wigand für Ludwig Richters Illustrationen angewandt.

Nach der Erfindung der Xylographie durch Thomas Bewick (1753 - 1828) erlebte diese Herstellungsweise für technische wie künstlerische Illustrationen im Hochdruckverfahren weltweite Verbreitung, bis sie zu Ende des 19. Jahrhunderts schließlich durch die fotomechanischen Reproduktionsverfahren verdrängt wurde.

Erst in den 30er Jahren lebte der Holzstich wieder etwas auf. In dieser Zeit begann Ernst von Dombrowski seine illustratorische Tätigkeit, nachdem er zuvor ohne viel Erfolg Gebrauchsgrafiker und Maler gewesen war. 1934 versuchte er sich zum ersten Mal im Holzstich und hatte damit die ihm, dem leidenschaftlichen Handwerker, gemäße künstlerische Ausdrucksform gefunden: „Also, mit dem Holzschneiden hat die Ordnung angefangen. Man kann da nicht hemmungslos über die Fläche fegen und dann wieder abkratzen, hier gilt es, einen Plan zu fassen und beharrlich durchzuführen. Und beim Holzschneiden ist vieles Handwerk. Ich habe entdeckt, daß mein Geist sich erst richtig frei bewegen kann, wenn die Hände beschäftigt sind", schrieb er selbst. Der erste Versuch war eine Holzschnittfolge zum „Bauernkrieg", die er 1934/35 ausführte. In ihr mischte sich noch Holzschnittechnik mit Stichelbearbeitung. Aber schon in den „Bildnissen deutscher Männer" 1935 bis 1938 war er zu reiner Stichtechnik übergegangen. Das Thema lag in der Zeit begründet. Es wundert nicht, daß Dombrowskis König Heinrich 1938 den Umschlag der Zeitschrift »Die Jungenschaft« der NSDAP zierte. Dombrowski huldigte dem Zeitgeist jedoch, abgesehen von einem konventionellen Hitlerbild, nie durch direkte Verherrlichung des Nationalsozialismus - das hätte ihm, der wie viele Künstler unpolitisch war und sich nur allgemein zum Konservativismus bekannte, nicht gelegen. Der Geist der Zeit spiegelte sich in der Themenwahl wider: „Ewiges Deutschland" (1937 bis 1942), „Hans Walch - Art und Arbeit" (1938 bis 1939), „Hausbuch der deutschen Jugend" (1940) und andere. In dieser Zeit konnte aber auch ein völlig unpolitisches und unideologisches Berufebuch für Kinder mit reizvollen Aquarellen von ihm erscheinen, das heute zu Unrecht vergessen ist.

Ernst von Dombrowski war nicht in erster Linie Illustrator von Kinderbüchern, obwohl Kinder in seinem gesamten Werk eine Hauptrolle spielen. Aus der Zeit bis 1945 können ne-



Walther von der Vogelweide

ben dem erwähnten Hausbuch an Illustrationen für die Jugend nur noch Stiche zu Hans Baumann (1939), Wilhelm Hauffs „Wirtshaus im Spessart“ (1939, unvollendet) und Grimms Märchen (1941) genannt werden.
Ab 1938 war Ernst von Dombrowski als Professor für Grafik an der Akademie für Angewandte Kunst in München tätig, wurde aber bald zum zweiten Mal als Soldat eingezogen. 1945 verlor er seine Professur und verschwand für zwei Jahre in einem Internierungslager, wo er nach seinen eigenen Worten viel Zeit zum Nachdenken hatte. Ein Resultat dessen war es wohl, daß er sich in seinem Nachkriegsschaffen ganz auf erbauliche Literatur und teilweise selbst verfaßte Geschichten für und über Kinder beschränkte. 1959 erschienen vier Illustrationen zu „Jorinde und Joringel“, 1964 die Erzählung „Holzkopf“ mit 39 Illustrationen, 1966 drei Illustrationen zu Andersens „Mädchen mit den Schwefelhölzchen“ und bis in die 70er Jahre hinein weitere Erzählungen, in denen Kinder eine Rolle spielen, die aber nicht als eigentliche Jugendliteratur anzusehen sind.
Allmählich verließen den inzwischen alten Herrn die Kräfte, den Holzblock zu halten und den Stichel zu führen. So verlegte er sich mehr auf das Zeichnen und Malen. 1967 erschien „Hutzel und Wutzel“, das erste einer Reihe bunter Bilder- und Geschichtenbücher für Kinder beim Rudolf Schneider-Verlag, München, seinem Hausverlag. Dem folgten von 1977 bis 1980 zehn weitere. Mit dem selbstverfaßten Märchen „Die Tochter des Zauberers“, das 1981 erschien, ist sein Jugendbuchœuvre abgeschlossen.
Den Betrachter seines illustrativen Gesamtwerks bewegen zwiespältige Gefühle. Er bewundert sicher die virtuose Stichtechnik des Meisters, die feinste Schattierungen wiederzugeben vermag, und seinen Sinn für die dekorative Linie. E. M. Fürböck schreibt in seiner Laudatio über Dombrowskis xylographisches Werk vorsichtig: „Es sei hier vor allem vom Formalen, Handwerklichen gesprochen, das zu beurteilen der Kenner berufen ist; das Thematische liegt ja offen für Jedermann.“ (in: „Dombrowski wird 85“, Seite 3, München 1981) Wirklich fühlt sich „Jedermann“ von seinen zu Herzen gehenden Bildinhalten angesprochen - Dombrowski besitzt eine große Verehrergemeinde. Und hält man sich vor allem an die Illustrationen vor 1945, so kann man bewundernd feststellen, daß Dombrowski gelegentlich groteske und unheimliche Gestalten und Stimmungen von außergewöhnlicher Eindringlichkeit gelungen sind. Auch die Frauen und Kindergestalten, ein bevorzugter Gegenstand des Künstlers, sind in den früheren Werken von feiner Lieblichkeit. Sicher geht man nicht fehl, Dombrowskis Neigung zu märchenhaftem und biedermeierlichen Liebreiz in seiner Kindheit wurzeln zu sehen. Er selbst erzählte gern von seiner Liebe zu Märchen und vom fundamentalen Eindruck, den I. B. Zweckers Radierungen zu Hackländers Märchen auf ihn machten, die er in einer Ausgabe von 1843 als Kind besaß.
Nach 1950 wurde sein Stil jedoch zunehmend manierierter. Durch immer stärker betonte Konturlinien bekamen die Figuren allmählich einen Stich ins Klobige, fast Monumentale. Sie wurden häufig in ein starres Korsett von aus der jeweiligen Haltung abgeleiteten Rundungen gezwängt, das sie von ihrer Umgebung und auch vom Betrachter bis zur Vereinsamung isoliert. Die Gesichter der Frauen sind einen Hauch zu glattwangig und schmachtend, die der Kinder eine Spur zu rund und großäugig - Iris und Pupille fließen regelmäßig in einen schwarzen Fleck ohne Lichter zusammen und lassen den Blick ein wenig zu abgrundtief werden. Wagt sich Dombrowski, der einst das Malen aufgab, indem er voller Verzweiflung von seinem letzten Bild die Farbe abkratzte, von neuem in den Bereich der Farbe, wird das Ergebnis fragwürdig. Da er für seine farbigen Zeichnungen die durch jahrzehntelanges Holzstechen eingeübte kräftige schwarze Konturlinie und die blockartige Form der Figuren in der Regel beibehält, können sich die Farben nur schwer in die Zeichnung einfügen und wirken als unverbindliche bunte Flecken. Dem kritischen Blick des anspruchsvollen Bücherfreundes halten somit nur die Illustrationen stand, in denen sich Dombrowski ganz auf die Wirkung des einfarbigen Holzstichs verläßt, dessen dekorative Lichtregie, aufbauend auf einem starken Schwarzweißkontrast, er souverän beherrscht. Wo er darüber hinaus nicht den Ehrgeiz hat, auch noch den Text selbst zu schreiben, können subtile Werke der Buchkunst entstehen.
Ernst von Dombrowski hat, wie auch immer man zu seinem Werk stehen mag, jedenfalls bewiesen, daß die Xylographie als Kunstform unbegrenzt ausdrucksvoll und abwechslungsreich sein und auch ein breites Publikum ansprechen kann. ■

Mit freundlicher Genehmigung des Börsenblattes

Der Leser sei auf die im Rudolf Schneider-Verlag erschienenen Werke Dombrowskis verwiesen. Ein umfassendes Verzeichnis von Dombrowski-Titeln ist dort erhältlich: R. Schneider Verlag, Freseniusstraße 59, 8 München 60.



Dombrowski hat bewiesen, daß die Xylographie als Kunstform unbegrenzt ausdrucksvoll sein kann.







DIE INDOEUROPÄER

PROF. DR. JEAN HAUDRY

JEAN HAUDRY

DIE INDO-EUROPÄER

AGE D'HOMME KAROLINGER
THULE-BIBLIOTHEK



Im Lichte der jüngsten übergreifenden Erkenntnisse in den einzelnen, einander ergänzenden Bereichen der Archäologie, Linguistik und Religionswissenschaft sagt uns dieses Buch, wer wir sind und woher wir kommen. Prof. Haudry begleitet uns durch die spannendste aller Sagas: die Geschichte unserer Vorfahren. Indem er das Erinnern an unsere Herkunft wachruft, gibt er uns nicht nur ein wertvolles Arbeitsmittel in die Hände, sondern auch ein unersetzliches Werkzeug für den Überlebenskampf unserer Völker und unserer Kultur. Wir kennen nun auch die Wurzeln unseres Erbes und können uns der Herausforderung nicht mehr entziehen, es zu hüten und wirksam zu vertreten.

Thule-Bibliothek im Karolinger-Verlag, Wien

Das Glück der Erkennenden
mehrt die Schönheit der Welt und macht alles, was da ist, sonniger; die Erkenntnis legt ihre Schönheit nicht nur um die Dinge, sondern, auf die Dauer, in die Dinge; möge die zukünftige Menschheit für diesen Satz ihr Zeugnis abgeben!

Friedrich Nietzsche

Philosophische Bausteine

Pierre Krebs, *Die Strategie der kulturellen Revolution*
Thule-Rhetorik Bd. 2, 80 Seiten, Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, 16,– DM.

Guillaume Faye, *Metapolitik im ideologischen Kampf*
Thule-Rhetorik, Bd. 3, 80 Seiten, Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, 16,– DM.

Guillaume Faye, *Rede an die europäische Nation*
Etwa 160 Seiten, Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, 24,– DM, (in Vorbereitung).

Henry David Thoreau, *Vom Wandern*
H. D. Thoreau – Ausgewählte Schriften in Deutschen Erstausgaben, Bd. 1 („Wlking", amerikanischer Erstdruck im Jahre 1862), 128 Seiten, Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, Schutzumschlag, 20,– DM.

Literarische Maßstäbe

Heinz Ritter-Schaumburg, *Sehnen und Streben*
»Die Gedichte meiner Wanderzeit«
168 Seiten mit Bildanhang, Bleysatz und farbiger Buchdruck, fadengeheftet gebunden, Schutzumschlag, 30,– DM.

Siegfried Bokelmann, *Die Lahme von Sacré Cœur*
»Aufzeichnungen eines jungen Malers«
Novelle, 192 Seiten, Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, mit Schutzumschlag, 20,– DM.

E. T. A. Hoffmann, *Die Abenteuer der Sylvester-Nacht*
Erzählung, kritische Ausgabe, 112 Seiten mit 11 Illustrationen, Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, 24,– DM.
Der gleiche Text ist in anderer Gestalt, 120 Seiten mit 10 neuen Zeichnungen, für 18,– DM lieferbar!

Gerdi Ludwig, *Unterm Holderbusch*
16 Zeichnungen in vierfarbigem Buchdruck, mit Versen, für große und kleine Kinder, 12,– DM.

Historische Grundlagen

Ralf Koneckis, *Die Steinreihen von Le Menec (Süd-Bretagne)*
Erster Bericht der Forschungen zur jungsteinzeitlichen höheren Himmelskunde „Sonne, Mond und Steine"
96 Seiten, mit 34 z. T. vierfarbigen Abbildungen, Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, Schutzumschlag, 24,– DM.

Karl Theodor Menke, *Lage, Ursprung, Namen, Beschreibung, Altertum, Mythus und Geschichte der Externsteine*
Neudruck der Münsteraner Ausgabe von 1824
140 Seiten, 3 Abbildungen, Bleysatz und Buchdruck, fadengeheftet gebunden, Schutzumschlag, 24,– DM.

Freerk Haye Hamkes, *Der Externstein: Befunde, Deutungen, Kritik*
Etwa 500 Seiten, mit vielen Abbildungen, Bleysatz und Buchdruck, Leineneinband mit Schutzumschlag, etwa 58,– DM, (in Vorbereitung).

Bücher für die Ersten von morgen

bei

Burkhart Weecke

Horn · Kassel · Wien

D-4934 Horn am Externsteine · Mittelstraße 51 · Fernsprecher 05234-3780

Südmark, Öl auf Leinwand, 1985

ISSN-Nr. 0178-7659